HUNDERT

#3

DAS JUBILÄUMSMAGAZIN DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK

DENKRAUM

Von Forschungsquelle bis Wissensspeicher: Bibliotheken als Ort der Erkenntnis

DEUTSCHE NATIONAL BIBLIOTHEK

9.–13. Okt’ 2012
VERANSTALTUNGEN
ZUR FRANKFURTER
BUCHMESSE
OPEN
BOOKS
FRANKFURTER KUNSTVEREIN
HAUS AM DOM
RÖMER9 Ev. STADTAKADEMIE
Eintritt’ frei
www.openbooks-frankfurt’.de
STADT KULTURAMT FRANKFURT AM MAIN

DIE WELT **NEU DENKEN**

EDITORIAL: UTE SCHWENS, DIREKTORIN DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK IN FRANKFURT AM MAIN

Wer schreibt, liest nicht, sagt ein Sprichwort. Es spielt auf die zeitintensive, konzentrierte Tätigkeit des Schriftstellers an. Auf der anderen Seite des Schöpfungsprozesses steht der Leser, dem umgekehrt unterstellt werden kann: Wer liest, schreibt nicht. Beide, Autor und Leser, verbindet indes, dass sie mit ihrem geschriebenen oder gelesenen Text die Welt neu denken.

Es liegt daher nahe, dass wir die dritte Ausgabe unseres Jubiläumsmagazins unter das Thema Denkraum stellen, nachdem wir die ersten beiden Ausgaben mit den Themen Sprachraum und Klangraum unseren Sammlungsschwerpunkten Literatur und Musik gewidmet haben. Wir zeigen Ihnen mit dem Beitrag „Wissen schafft allerlei“, dass sich über mehr und anderes in der Deutschen Nationalbibliothek nachdenken lässt, als Sie womöglich vermuten. Dem Artikel von B. Venkat Mani über die beglückende Erfahrung des Denkens und Arbeitens in Bibliotheken stellen wir einen Beitrag zur Kehrseite freien Denkens, der Zensurgeschichte, gegenüber, die im Zuge des 100-jährigen Bestehens auch eine Rolle in der Deutschen Nationalbibliothek spielte.

Mit einem Essay von Anke te Heesen setzen wir unsere Rubrik zum Thema Sammeln fort. In unserer Reihe „Bibliothek 3.000“ finden Sie dieses Mal eine Kurzgeschichte von Anne Spitzner und in den Beiträgen zur Geschichte unseres Hauses ein Gespräch mit Klaus-Dieter Lehmann. Schließlich stellen wir Ihnen die Arbeit und die neuen Vorhaben des Deutschen Exilarchivs in Frankfurt vor.

Ich wünsche Ihnen anregende Entdeckungen bei der Lektüre und hoffe, dass die „Sommerausgabe“ unserer vier geplanten Jubiläumsmagazine ein gerne zur Hand genommener Begleiter ist – in kühlen Lesesälen, an sonnig warmen Urlaubszielen und an allen anderen Orten, die zum Lesen einladen.

UTE SCHWENS
Direktorin der Deutschen Nationalbibliothek
in Frankfurt am Main

INHALT

06 KURZMELDUNGEN. AKTUELLES AUS DER WELT DER NATIONALBIBLIOTHEK

Briefmarke und Münze zum Jubiläum, digitales Gedächtnis, Schatzkiste des deutschen Films, bedrohte Originale und vieles mehr.

12 IM LESESAAL. WAS SUCHEN SIE DENN HIER?

Nutzerinnen und Nutzer aus Frankfurt am Main und Leipzig in Kurzporträts: Woran sie arbeiten und warum sie es in der Deutschen Nationalbibliothek tun.

14 GESPRÄCH. FUNKTION KREIERT FORM

Hans-Dieter Kaiser gehört zum Architektenteam, das den 1997 bezogenen Neubau der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main erstellt hat. Die Architektin Gabriele Glöckler entwarf den vierten Erweiterungsbau in Leipzig von 2011. Ein Doppelinterview.

20 ESSAY. ÜBERSICHT TROTZ FÜLLE

Welche „Räume" braucht es, um Wissen gleichzeitig sammeln, ordnen und zugänglich machen zu können? Ein Essay der Wissenschaftshistorikerin Anke te Heesen über die Verheißung der Bibliothek des 21. Jahrhunderts.

25 SCHWERPUNKT. DENKRAUM

26 FORSCHUNG. WISSEN SCHAFFT ALLERLEI

Der Bestand der Deutschen Nationalbibliothek dient vielen Zwecken. Einige Beispiele ungewöhnlicher Rechercheprojekte.

30 ESSAY. RECHTE ZUM LESEN, WISSEN UND DENKEN

B. Venkat Mani über Bibliotheken als sozialpolitisch und kulturell geformte Denkräume.

32 RANGLISTE. BIBLIOTHEK DER DICHTER UND DENKER

Bedeutend. Bedeutender. Am bedeutendsten. Der Versuch eines Rankings anhand der verzeichneten Veröffentlichungen.

34 HINTERGRUND. ABGESTEMPELT UND WEGGESPERRT

In der Geschichte der Deutschen Nationalbibliothek fand auch Zensur statt. Erinnerungen an den Leipziger „Giftturm".

38 KOLUMNE. BRAMARBASIEREN

Wer ich einst geworden sein werde: Dietmar Wischmeyer erklärt, warum Sprache im Futur Zwei einen Denkraum eröffnet.

40 HISTORIE. MAUERFALL UND DEUTSCHE EINHEIT

Der dritte Teil der Reihe „Die Geschichte der Deutschen Nationalbibliothek" behandelt die Wendejahre. Der damalige Generaldirektor der Deutschen Bibliothek Prof. Klaus-Dieter Lehmann über einen geglückten Fall von deutscher Einheit.

46 PORTRÄT. GESTRANDETE ERINNERUNGEN

Von 1933 bis 1945 sind hunderttausende Menschen aus Deutschland geflohen. Das Deutsche Exilarchiv trägt Spuren dieser Lebenswege zusammen, bewahrt sie und macht sie zugänglich.

50 KURZGESCHICHTE. LEKTÜRE MIT NEBENWIRKUNGEN

Das Stichwort „Bibliothek 3.000" und die Bitte nach einem Beitrag für das Jubiläumsmagazin. Diesmal: Die Schriftstellerin Anne Spitzner über eine Bibliothek, in der Geschichten intravenös verabreicht werden.

54 PORTRÄTREIHE. GESICHTER DER BIBLIOTHEK

Wie Lisa Handke, Auszubildende im Arbeitsgebiet Buchbinderei/Restaurierung, „verletzte" Medien heilt. Und wie Programmierer Stefan Hein Netzpublikationen zukunftsfest macht.

58 LETZTE SEITE. DIE BIBLIOTHEK IN ZAHLEN

Von Fußballfeldern, vollen Reisebussen, 49 Büsten berühmter Persönlichkeiten und 1.562 Frankfurter Sprinklerköpfen.

IMPRESSUM

Herausgeberin
Deutsche Nationalbibliothek, vertreten durch die Generaldirektorin Dr. Elisabeth Niggemann

Projektleitung
Dr. Christian Horn (V.i.S.d.P.)
Telefon 0341 - 22 71 287
Telefax 0341 - 22 71 444, c.horn@dnb.de

Anzeigen
Barbara Fischer (verantwortlich)
Telefon 069 - 15 25 10 01
Telefax 069 - 15 25 10 10, b.fischer@dnb.de

Anschrift der Herausgeberin und der für den Anzeigenteil Verantwortlichen:
Deutsche Nationalbibliothek, Adickesallee 1, 60322 Frankfurt am Main

Anschrift der Projektleitung:
Deutsche Nationalbibliothek, Deutscher Platz 1, 04103 Leipzig

Konzeption, Redaktion, Gestaltung
Agentur Schwarzburg GbR, Lenaustraße 72, 60318 Frankfurt am Main

Ulrich Erler, Oliver Hick-Schulz (Art Direktion), Christian Sälzer, Martin Schmitz-Kuhl

Weitere Bildnachweise
A. Jahn (Titel, S. 4, r.), S. Jockel (S. 3, S. 4, l., S. 31), Dr. S. Asmus (S. 5), Prof. W. Korfmacher (S. 6), Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie, Nr. 1907_005.pcd (S. 7, r.), A. Marchand, Alan Lomax Collection, American Folklife Center, Library of Congress, Association for Cultural Equity (S. 8, l.), C. Horn (S. 8, r.), Bibliothèque national de France (S. 9, l.), AUREUS MAGNUS/Werner Graul, METROPOLIS, Friedrich-Murnau-Stiftung (S. 9, r.), A. Habermehl (S. 10), Europeana (S. 11, l.), Dieck & Co. Verlag (S. 11, r.), G. Widmann, Suhrkamp Verlag (S. 33, Hesse), Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, H. Specht (S. 40/41), Goethe-Institut, M. Krizanovic (S. 44)

Druck
Henrich Druck + Medien GmbH
Schwanheimer Straße 110
60528 Frankfurt am Main

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über **http://dnb.dnb.de** abrufbar.

Diese Publikation wurde auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier im Sinne ISO 9706 gedruckt.

urn:nbn:de:101-2012062604

© 2012, ISBN: 978-3-941113-35-0

Ausgabe 4 (von 4) des Jubiläumsmagazins HUNDERT erscheint am 1. Oktober 2012.

01

PHILATELIE
UND NUMISMATIK

Briefmarken- und Münzsammler aufgepasst: Die Deutsche Nationalbibliothek sammelt nicht nur Medien, sie wird nun selbst zum Sammelgut: Das Bundesfinanzministerium würdigt die Einrichtung anlässlich ihres 100. Gründungsjubiläums mit einer Sonderbriefmarke einschließlich Erstausgabe- und Sonderstempeln. Außerdem legt es eine Zehn-Euro-Gedenkmünze auf. Beides wird am 13. September ausgegeben und am 18. September feierlich in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main präsentiert. Die Sonderbriefmarke (Abbildung) wurde von Wilfried Korfmacher, Professor für Design an der Fachhochschule Düsseldorf, entworfen. Victor Huster, der unter anderem auch schon die Ein-Schekel-Münze Israels entworfen hat und in diesem Jahr mit dem deutschen Medailleurpreis ausgezeichnet wurde, hat die Sondermünze entworfen. Sie zeigt einen Nutzer und die vielfältigen Medien aus dem Sammlungsauftrag der Deutschen Nationalbibliothek. Der Münzrand trägt die Prägung: „Bücher sind der Eingang zur Welt.“ – basierend auf einem Zitat von Stefan Zweig.

02

STRAND
LEKTÜRE

Die Reisesaison 2012 ist eröffnet und auch in diesem Jahr werden wieder die Strände der ganzen Welt von deutschen Urlaubern bevölkert. Dabei wird neben dem beliebten Sonnenliegenreservieren mittels persönlichem Handtuch auch gelesen, was das Zeug hält. Das wurde in einer aktuellen Umfrage mit über tausend Männern und Frauen durch die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) ermittelt. Doch die 55 Prozent Leseratten sind freilich noch kein Beleg für die Kulturbeflissenheit der Bundesbürger, denn die Strandlektüre ist ganz unterschiedlicher Natur. Tatsächlich können fast 40 Prozent der Frauen nicht auf das Lesen eines Glamour-Magazins verzichten. Was Bücher anbelangt, lieben sie es heiter (26 Prozent) und romantisch (17 Prozent). Männer bevorzugen zwischen dem Gang ins Meer und zur Strandbar – wie auch zu Hause – eine Zeitung (30 Prozent). Mit dem Alter verändert sich übrigens auch das Leseverhalten: 30- bis 49-Jährige greifen am Strand häufiger zu historischen oder biografischen Sachbüchern, während sich die jüngere Generation tendenziell mehr für Fantasy-Romane oder Science-Fiction interessiert. Der Anteil der Nichtleser unter deutschen Sonnenanbetern beträgt bei Männern 17 Prozent und bei Frauen 10 Prozent.

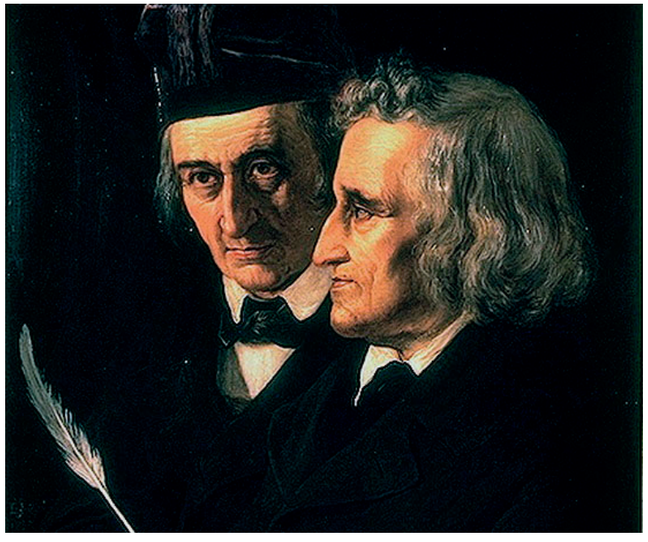
03

ALLES SO SCHÖN
BUNT HIER

Meine Wunschbibliothek, Teil 3: Nach dem Alphabet sortieren kann jeder. Mara von der Grundschule Auguste in Leipzig findet es viel spannender, ihre Bücher nach Farben zu sortieren. Und während sie ordnet und rückt, denkt sie sich so sehr in die Geschichten der Bücher hinein, dass sie chamäleonartig deren Farbe annimmt und nur noch als Schatten zu erkennen ist. Doch Achtung: Wenn Mara nicht aufpasst, könnte ihr ein Schicksal winken wie der Protagonistin der Kurzgeschichte ab Seite 50.

04

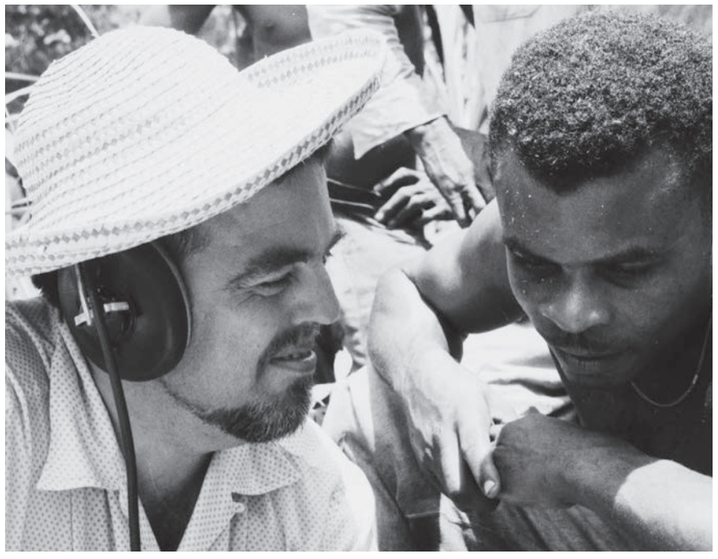
DAS GUTACHTEN
DES MÄRCHENERZÄHLERS



Karl Bernhardi, kurhessisch-Kasseler Bibliothekar, regte mit einem Schreiben vom 18. Oktober 1843 die Stiftung einer Deutschen Nationalbibliothek an und unterbreitete diese Idee der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Auftrag der Bibliothek sollte es sein, lückenlos alle in Deutschland erscheinenden Druckwerke zu sammeln. Daraufhin beauftragte die Königlich-Preußische Akademie ihr Mitglied Jacob Grimm (rechts) mit der Begutachtung des Vorschlags. Sein in wenigen Sätzen gefundenes Ergebnis fasste der berühmte Wissenschaftler am 29. November 1843 so zusammen: „Das Gute läuft ohnehin keine Gefahr, vergessen oder verloren zu werden, wozu die übervollständige Anhäufung des Mittelmäßigen und Schlechten?“ Die Akademie folgte der Ablehnung Grimms. Zugleich lehnte sie, wiederum dessen Votum entsprechend, einen anderen Vorschlag Bernhardis ab, nämlich die systematische Sammlung von Beispielen deutscher Mundart für eine Sprachkarte Deutschlands. Ironie der Geschichte: Gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm (links) wurde Jacob Grimm für seine Sammlung mündlich überlieferter Märchen populär.

05

DIE GLOBALE **JUKEBOX DES FOLK**



Alan Lomax ist eine der wichtigsten Figuren der neueren Musikgeschichte. Seine Leistungen betreffen jedoch weniger seine eigene Musik. Vielmehr besteht sein Verdienst darin, dass er die traditionelle Folkmusik aus vielen Teilen der Welt aufgenommen und gesammelt hat. 1915 geboren, begann er in den 1930er-Jahren im Süden der USA dem herrschenden rassistischen Klima zum Trotz die afro-amerikanische Musikkultur zu erforschen. In den 1970er-Jahren war Lomax (im Bild links auf einer Recherchereise in der Karibik 1962) als der Mann bekannt, der den Folk von Woody Guthrie oder Muddy Waters den Massen nahebrachte. Nun hat der amerikanische Verein Cultural Equity, dem Lomax' Tochter Anna vorsteht, die Sammlung ins Internet gestellt. Unter dem Namen „Global Jukebox" **(http://research.culturalequity.org)** finden sich 17.400 Audiodateien von Liedern, Sprechchören oder Instrumentalstücken. Außerdem sind 150.000 Meter Film und 5.000 Fotos einsehbar. Die Musik kann zwar nicht heruntergeladen, aber online gehört werden. Oder man kauft sich eine CD, die der Verein zusammengestellt hat.

06

GEFÄHRLICHER **HÖRGENUSS**

Im Deutschen Musikarchiv der Deutschen Nationalbibliothek gibt es eine kleine Ausstellung historischer Abspielgeräte. Darunter befindet sich ein Grammofon, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit einem Heißluftantrieb versehen wurde. Dabei wird hermetisch eingeschlossenes Gas sowohl abgekühlt als auch erwärmt und strömt so zwischen zwei Zylindern hin und her. Die Druckänderungen setzen die Kolben in Bewegung. Als Energiequelle dient ein Spiritusbrenner. Dem Antrieb des Plattentellers und der energetisch günstigen Nutzung der Brennkammer für die stetige Erhitzung des einen Zylinders stand die Notwendigkeit der Wärmeabfuhr an dem anderen Zylinder gegenüber. Leider genügte das Belüftungssystem nicht, um die Gase unvollständiger Verbrennung abzuführen. Auch konnte der Spiritustank nicht ausreichend gekühlt werden. Die daher mitunter vorkommenden Brände im heimischen Wohnzimmer waren der Marktdurchsetzung des Geräts hinderlich. Der in den 1930er-Jahren aufkommende Elektromotor schonte das Mobiliar und die Nerven des Publikums.

ALLES GUTE ZUM GEBURTSTAG WÜNSCHT: **BRUNO RACINE**

The German National Library is celebrating this year its centennial. Seen from a historical perspective, it is a tremendous achievement laden with symbolic meanings. The fate of the library and its collections has been closely intertwined with the turmoils of Germany's history in the course of the 20th century. Heritage could not possibly emerge unscathed from such circumstances and yet, against all odds, the German National Library has kept on fulfilling its duties towards the German written culture and this despite the challenges set by war, tyranny and partition.

One can only wish the German National Library to continue to curate as successfully as it has done until now one of Europe's major cultural heritages and to address with the same ambition the challenges of dissemination of knowledge and long time preservation induced by the New Gutenberg revolution.

The digital age is indeed global: we are addressing together the issues it raises, and that is what our two libraries are engaged in. Finally, I would like to pay tribute to the German National Library's European commitment and to Elisabeth Niggemann's accomplishment as chair of the Conference of European National Librarians and of the Europeana Foundation until 2011, when I had the honour of succeeding her.

BRUNO RACINE

Studierte Altphilologie sowie Verwaltungs- und Politikwissenschaft in Paris. Von 1997 bis 2002 war er Direktor der Académie de France in Rom, von 2002 bis 2007 des Centre Pompidou in Paris. Im April 2007 wurde er Präsident der Bibliothèque national de France und als solcher 2010 für weitere drei Jahre bestätigt. Racine ist zudem Autor von sechs Romanen, zweier Bücher über Italien und eines Essays über Google.

07

SCHATZKISTE DES DEUTSCHEN FILMS

Die beiden Filmproduzenten Hans W. Geißendörfer und Joachim von Vietinghoff sowie der Potsdamer Medienunternehmer Andreas Vogel haben das Filmportal „Schätze des deutschen Films" initiiert, das am 1. September 2012 online gehen soll. In dem Archiv werden deutsche Spiel- und Dokumentarfilme aller Epochen gesammelt und für den digitalen Filmmarkt zugänglich gemacht. Die Initiatoren wollen damit den deutschen Film würdigen und ihm in der digitalen Welt einen adäquaten Platz einräumen. Bis zum Projektstart ist die Digitalisierung von 250 Filmen geplant, jährlich sollen 500 bis 600 hinzukommen. Pro Download zahlen die Nutzer 2,50 bis 5 Euro. Ebenfalls geplant sind Vertriebsformen wie web.tv, DVD und Blu-ray sowie Kino-Wiederaufführungen.

08

ORIGINALE **RETTEN**

2001 wurde die „Allianz Schriftliches Kulturgut Erhalten“ als Interessengemeinschaft von Archiven und Bibliotheken gegründet. Ihr Ziel ist es, gefährdete Originale kultureller und wissenschaftlicher Überlieferungen zu sichern. Gleichzeitig will sie diese Aufgabe stärker im öffentlichen Bewusstsein verankern, zum Beispiel, indem sie auf jährlich stattfindenden nationalen Aktionstagen – auch in Erinnerung an den Brand der Herzogin Anna Amalia Bibliothek 2004 in Weimar – für ihr Anliegen wirbt. Der nächste Aktionstag findet am 6. Oktober in der Bayerischen Staatsbibliothek in München statt. Dort werden zentrale Fragen der Bestandserhaltung diskutiert: Warum zerfallen Bücher und Archivalien? Welche Maßnahmen können gegen saures Papier, Tintenfraß, Schimmel und Einbandschäden ergriffen werden? Warum verschwinden digitale Daten? Wie werden Bücher, Archivalien, Fotos, Karten, Noten und andere Bibliotheks- und Archivbestände restauriert, digitalisiert und langfristig erhalten? Wie lassen sich Bücher im Brandfall schützen, ohne sie durch Wasser zu beschädigen? Viele Fragen also, die auch zum Alltag der Deutschen Nationalbibliothek gehören.

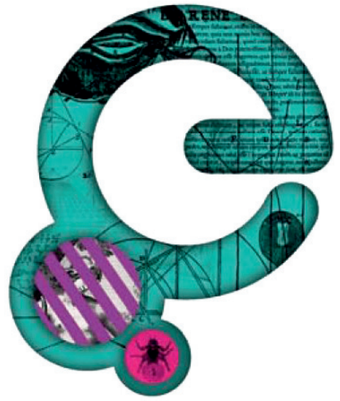
09

MENSCHEN UND **IHRE BÜCHER**

Derzeit wird in der Buchbranche viel über Digitalisierung diskutiert. E-Reader sind auf dem Vormarsch. Ob man sich aber in einigen Jahrzehnten immer noch mit so innigen Gefühlen an Dateien erinnert, wie man das heute beispielsweise bei Büchern und Vinylschallplatten tut, ist fraglich. Dass man zu Medien aus der Kindheit und Jugend eine ganz besondere emotionale Beziehung aufbauen kann, zeigt die Crowdsourcing-Kampagne der Deutschen Nationalbibliothek „Wir sind ein Jahrgang!“. Auf der Aktionsseite zum 100-jährigen Jubiläum **http://einjahrgang.dnb.de** können Teilnehmer ein Foto von sich und einem Medium, das in ihrem Geburtsjahr erschienen ist, hochladen und ihre ganz persönliche Geschichte dazu erzählen: Beate ist Jahrgang 1921 und erinnert sich noch gut an „Auerbachs Kinder-Kalender“, den sie zusammen mit ihrem Bruder zu jedem Weihnachtsfest in einer neuen Ausgabe erhalten hat. Nora, die 1984 geboren ist, wuchs mit den Familiengeschichten von Christine Nöstlinger auf. In „Olfi Obermeier und der Ödipus“ geht es um einen 14-Jährigen, der mit sage und schreibe sieben Frauen zusammenwohnt und deswegen davon überzeugt ist, unter dem Ödipus-Komplex zu leiden. Helwig (im Bild), Jahrgang 1938, musste lange suchen, um in einem dürftigen Medienjahr fündig zu werden. Schließlich stieß er auf „Der Herr Kortum“ von Kurt Kluge – ein grotesk-humorvoller Roman, ganz im Geiste von Jean Paul, der zu den bevorzugten Autoren des pensionierten Lehrers gehört.

10

DIGITALES **GEDÄCHTNIS**



Ein freier und zentraler Zugang zu Informationen gehört zu einer modernen Demokratie. Das seit 2008 zugängliche Internetportal Europeana, die Europäische Digitale Bibliothek, ist ein länderübergreifender Beitrag hierzu. Zudem werden bundesdeutsche Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen noch ab diesem Jahr in der Deutschen Digitalen Bibliothek ihre Sammlungsgegenstände in Bild, Ton und Text weitgehend kostenfrei präsentieren. Der digitale Bestand dieses Internetportals, das 30.000 Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen einbinden soll, wird wiederum in die Europeana mit einfließen. Wer sich also schnell und einfach über das kulturelle Erbe in Europa und Deutschland informieren möchte, sollte sich die Internetadressen **www.deutsche-digitale-bibliothek.de** und **www.europeana.eu** als zentrale Anlaufstellen notieren oder gleich als Lesezeichen in seinem Browser hinterlegen.

11

GEBUNDENE **PREISE**

Am 11. März 2012 fand in der Schweiz eine landesweite Volksabstimmung über die Buchpreisbindung statt. Ergebnis: 56 Prozent sprachen sich dagegen aus. In Deutschland gibt es den einheitlichen Buchpreis seit 1888 als vereinsrechtliche Regelung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und später mit gesetzlicher Grundlage. Während auch in vielen anderen europäischen Ländern die Buchpreisbindung eine Selbstverständlichkeit ist, wurde sie beispielsweise in Großbritannien 1995 abgeschafft. Seitdem liefern sich dort Supermärkte und Großfilialisten massive Preiskämpfe. Allein in der Zeit zwischen 2006 und 2012 hat sich die Zahl der Buchhandlungen im Königreich fast halbiert, etwa 600 Gemeinden und Städte haben überhaupt keine Buchhandlung mehr. Kein gutes Omen für den Bestand eidgenössischer Buchhandlungen.

12

FRAUENVERSTEHER IM LENDENSCHURZ

Nicht nur die Deutsche Nationalbibliothek wird 100 Jahre alt, auch Tarzan wurde vor einem Jahrhundert geboren. 1912 veröffentlichte ein Pulp-Magazin die Geschichte „Tarzan of the Apes“ von Edgar Rice Burroughs, 1914 erschien die erste Buchausgabe, dann folgten 23 Fortsetzungen, die den Liane schwingenden edlen Wilden aus dem Dschungel zur Kultfigur machten. In letzter Zeit ist es um Tarzan allerdings recht ruhig geworden. Eigentlich verwunderlich, entspricht er doch ganz dem modernen Männerbild: Im Kampf mit den Übeln der Welt harter Kerl und zu Hause ganz Gentleman, obendrein noch ziemlich gut gebaut und erfreulich unbehaart. Was will Jane mehr? Sein geistiger Vater war übrigens als Farmer ebenso erfolglos wie als Goldgräber, Polizist und Vertreter von Bleistiftspitzern. Doch die Idee mit dem Affenmenschen machte Burroughs reich. Er hatte mit Tarzan eine simple, aber wirkungsvolle Rezeptur geschaffen, die sich grob zwischen „Robinson Crusoe“, „Dschungelbuch“, „Winnetou“ und „Lederstrumpf“ bewegte. Abgeschmeckt wurde der Bestseller mit einer Prise Zivilisationskritik.

WAS SUCHEN SIE DENN HIER?

Täglich kommen knapp 800 Menschen in die Deutsche Nationalbibliothek, um sich Medienwerke auszuleihen und in den Lesesälen zu arbeiten. In dieser Reihe stellen wir jeweils sechs von ihnen vor: Woran sind sie interessiert? Und warum?

TEXTE: CHRISTIAN SÄLZER / ULRICH ERLER FOTOS: STEPHAN JOCKEL

Wer kommt warum nach oben?

Kebrom Teklemikael. Was führt Menschen wie René Obermann oder Josef Ackermann an die Spitze großer Unternehmen? Welche Faktoren prägen solch steile Aufstiege? Das will der Soziologiestudent genauer wissen: Inwieweit sind Fleiß und Kompetenz ausschlaggebend? Welche Rolle spielt die soziale Herkunft? Diese Frage – Leistung oder Habitus – hat der 27-Jährige in seiner Magisterarbeit anhand der Theorien der soziologischen Klassiker Max Weber und Pierre Bourdieu Monate lang nahezu täglich im Lesesaal der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main gewälzt. Denn anders als in der Universitäts- oder der Fachbereichsbibliothek sind die Werke, die er für seine Arbeit benötigt, nie langfristig verliehen. Mögen Topmanager häufig Posten und Positionen wechseln – Weber und Bourdieu stehen in der Nationalbibliothek allzeit bereit.

Wie es der Zufall will

Jana Engel. Wenn man bei der Recherche findet, wonach man sucht, ist das schön. Noch schöner ist es, wenn man findet, wovon man gar nichts gesucht hat. Das erlebte die gebürtige Hannoveranerin und heutige Meisterschülerin der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst in der Nationalbibliothek. In ihrer künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Thema Heimat suchte sie nach dem Buch „Harzheimat“ von 1924 – und stieß auf eine im Deutschen Musikarchiv lagernde Schellackplatte gleichen Titels des Komponisten Leon Jessel. Dieser, obgleich Jude, identifizierte sich mit dem Nationalsozialismus, bis auch er von den Nationalsozialisten ermordet wurde. Per Zufall auf dieses Schicksal gestoßen, will Engel sich ihm in ihrer Meisterarbeit widmen. Wie genau, ist noch offen. Man weiß ja nie, wohin die Recherche noch führt.

Vom Kindheitstraum zum Alltag

Lars Bräutigam. Das erste Mal? Daran erinnert sich der 35-Jährige noch genau. Ein Schulausflug führte ihn einst aus der Kleinstadt Zeitz in die Deutsche Bücherei. Von der Empore aus blickte er auf die grünen Lampen, das dunkle Holz und die lesenden Menschen in der Deutschen Bücherei – und war fasziniert. Hier will er auch einmal sitzen, so der Beschluss. Als junger Student war es so weit. In den zwölf Jahren, die seitdem vergangenen sind, hat Bräutigam die Bibliothek fast täglich genutzt. Hier hat er sein Studium absolviert und als Freiberufler Studien erstellt, hier wird er bald seine wirtschaftswissenschaftliche Dissertation über die „Theorie des Geldes“ fertigstellen. Nur sonntags, wenn das Haus geschlossen ist, weicht er nach Dresden und Halle aus. „Andere Leute gehen gerne in Restaurants. Ich gehe eben gerne in Bibliotheken.“

Goethe auf der Spur

Eva Martin. Wer war Goethe wirklich – und wenn ja, wie viele? Dieser Frage geht die Romanistin und Politologin in der Frankfurter Deutschen Nationalbibliothek nach. Etwa zwei Mal in der Woche durchforstet sie Sekundärliteratur. Anfangs sollte es ein Aufsatz werden, inzwischen gibt es konkrete Planungen für ein Buch. So umfangreich und vor allem erstaunlich sind die Rechercheergebnisse der Mutter in Elternzeit. Man fühlt sich fast schon an einen historischen Kriminalfall erinnert. Von einem inzestuösen Verhältnis zu seiner Schwester Cornelia ist da die Rede, und auch mit seiner Schwiegertochter Ottilie soll so einiges gelaufen sein. Doch damit nicht genug: Das Frühwerk des Dichterfürsten sei eigentlich ganz anderen zuzuordnen. Kann das denn möglich sein? Eva Martin will noch nicht zu viel verraten.

Und wo geht´s hier zur Cloud?

Wolfgang Schleicher. Noch vor einem Jahr hätte man sich unter einer Masterarbeit über Cloud-Computing entweder überhaupt nichts vorstellen können oder man hätte an eine virtuelle Wolke voller Bits und Bytes gedacht. Inzwischen ist klar, dass es darum geht Speicherplatz auszulagern. Dass der Diplom-Wirtschaftsinformatiker seine Recherche hauptsächlich anhand von Büchern in der Frankfurter Deutschen Nationalbibliothek betreibt, hat einen handfesten Grund. Im Internet gibt es zwar eine Vielzahl von White Papers, die aber alle von Software-Firmen erstellt wurden und deshalb die notwendige Objektivität vermissen lassen. In erster Linie geht der Computer-Fachmann der Frage nach, wie speziell kleinere Firmen durch eine private Cloud Datenspeicher oder Software über ein externes Netzwerk nutzen können.

60 Jahre lang gut bedient

Hero Wolf. Jetzt geht es rund: Vor 100 Jahren wurde die Deutsche Bücherei gegründet. Vor 80 Jahren wurde Hero Wolf geboren. Und seit 60 Jahren nutzt sie die Bibliothek – rekordverdächtig lange. In der noch jungen DDR kam sie als Studentin hierher, dann ein ganzes Arbeitsleben als Expertin für Hirnforschung „zwischen der Uni Leipzig und der Akademie der Wissenschaften der UdSSR“. Mit dem Ende der DDR begann ihre Rente. Doch der Bibliothek ist sie treu geblieben. Texte zur Humangenetik, die Dissertation Albert Schweitzers, Bücher über die Wendezeit, noch heute bestellt sie eifrig bzw. bittet Mitarbeiterinnen, die Bestellung für sie zu tätigen. Denn mit dem Online-Katalog hat sie sich nicht mehr angefreundet. Ihr Fazit der sechs Jahrzehnte? „Nirgendwo wurde und werde ich so gut bedient wie hier.“

FUNKTION
KREIERT FORM

Hans-Dieter Kaiser gehört zum Architektenteam, das den 1997 bezogenen Neubau der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main erstellt hat. Die Architektin Gabriele Glöckler entwarf den vierten Erweiterungsbau in Leipzig von 2011. Ein Doppelinterview.

INTERVIEW: ULRICH ERLER FOTOS: STEPHAN JOCKEL / ALEX HABERMEHL

Stuttgart hat sich ja eher durch seine Autoindustrie, seine Kehrwoche und jüngst durch seine Wutbürger einen Namen gemacht. Ist es Zufall, dass der letzte Neubau der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main und der vierte Erweiterungsbau in Leipzig von zwei Schwaben erbaut wurden?

KAISER – Dass wir beide aus Stuttgart kommen, ist reiner Zufall. Allerdings hat die Stadt schon eine gewisse Tradition, was Architektur anbelangt. Man denke nur an die Weißenhofsiedlung. Nicht umsonst bezeichnete der Baedeker von 1929 Stuttgart als „die modernste Großstadt Süddeutschlands".

GLÖCKLER – Es gibt aber keine Stuttgarter Schule, der wir beide angehören würden. Außerdem sind unsere beiden Bauten schon rein äußerlich sehr unterschiedlich.

Schließlich liegen ja auch einige Jahre zwischen den beiden Entwürfen.

GLÖCKLER – Der Hauptunterschied ist aber, dass es sich um zwei ganz unterschiedliche Aufgabenstellungen handelte. Während in Frankfurt ein eigenständiger Neubau mit städtebaulichen Komponenten gefragt war, ging es in Leipzig in erster Linie darum, drei Gebäude zur „Deutschen Nationalbibliothek Leipzig" zu vereinigen. Der Erweiterungsbau sollte die historische Lücke zwischen Oskar Puschs Monumentalbau von 1916 und dem 1982 als Gleitschalungsbau fertiggestellten Magazinturm von Dieter Seydlitz und Arnd Schultheiß schließen und so dem Deutschen Platz ein markantes Gesicht geben.

KAISER – Wobei ich bei Ihnen in Leipzig durchaus auch städtebauliche Komponenten sehe. Der Erweiterungsbau musste sich neben den beiden bestehenden Gebäuden auch am Deutschen Platz und der Achse zwischen Rathaus und Völkerschlachtdenkmal orientieren.

GLÖCKLER – Das ist richtig. Ich musste mich anfangs für ein dominierendes oder reagierendes Gebäude entscheiden.

Und für welchen Ansatz haben Sie sich letztendlich entschieden?

GLÖCKLER – Für eine Mischung aus beidem. Auf jeden Fall war es mir wichtig, ein Gebäude für die Nutzer zu bauen. Also keines, vor dem man in Ehrfurcht erstarrt. Mein Ansatz war vielleicht so etwas wie demokratische Architektur im Gegensatz zu einer autoritären Architektur.

Und was war Ihr Ansatz, Herr Kaiser?

KAISER – Zuerst einmal galt es sich klarzumachen, dass der Entwurf drei sehr unterschiedlichen Anforderungen gerecht werden musste: Der optimalen Unterbringung des 30.000 Quadratmeter großen Bücherspeichers, einer zweckmäßigen →

Für uns standen Übersichtlichkeit, Funktionalität und Transparenz im Mittelpunkt.

HANS-DIETER KAISER

und angemessenen Gestaltung der öffentlich zugänglichen Bereiche wie Lesesaal, Vortragssaal und Ausstellungsräume sowie der Schaffung qualitätvoller Büroräume für 360 Mitarbeiter.

Wie entwickelten Sie das beschriebene Hybridgebäude?
KAISER – Von der Mitte heraus mit der zentralen Rotunde, von der die einzelnen Wege abgehen. Für uns standen Übersichtlichkeit, Funktionalität und Transparenz im Mittelpunkt. Dem entsprach auch das einfache Materialkonzept Beton beim Tragwerk, Holz für die Wände und Stahl an den Treppen. Abgeschirmt von den viel befahrenen Hauptverkehrsstraßen durch eine nahezu geschlossene Natursteinfront, öffnet sich das Gebäude mit einer Glasfront über alle Stockwerke in südlicher Richtung zum Garten hin. Durch die Ruhe und das Licht entstehen optimale Bedingungen für das Arbeiten in der Bibliothek. Konferenz- und Ausstellungshallen, die unabhängig von den Öffnungszeiten der Bibliothek zugänglich sind, bieten die Möglichkeit für einen kulturellen Austausch und öffnen das Haus nach außen.

Der zentrale Raum einer Bibliothek ist ja der Lesesaal.
KAISER – Speziell in Archivbibliotheken wie der Deutschen Nationalbibliothek, die nur eine Präsenznutzung zulassen, hat die Leselandschaft eine zentrale Bedeutung bei der Bestandsvermittlung. Deshalb wollten wir den Lesern einen hellen, bequemen und ruhigen Arbeitsplatz zur Verfügung stellen, an dem sich auch über einen längeren Zeitraum größere Mengen bereitgestellter Literatur studieren lassen. Wie gesagt, ist der Lesesaal zum Garten hin vollständig verglast und durch die pyramidenartigen Oberlichter wird die Tageslichtausbeute weiter erhöht. Das Erdgeschoss besteht aus drei zueinander versetzten Ebenen, die auch den Geräuschpegel dämpfen. Am Eingang befindet sich neben der Kontrolle die Bücherausgabe und Informationsstelle. Die Freihandbibliothek mit etwa hunderttausend Bänden wurde übersichtlich auf die Lesesaalebenen verteilt. Der gesamte Saal ist mit Hohlraumboden ausgestattet, der eine flächendeckende Verkabelung und das Arbeiten mit Computern zulässt.

Der Wettbewerb für Frankfurt war 1982, die Eröffnung fand aber erst 1997 statt. In den 15 Jahren dazwischen ist viel passiert. Wie kann man sich über so eine Dauer bei Laune halten?
KAISER – Diese außergewöhnlich lange Zeit war tatsächlich nur deshalb zu einem glücklichen Ende zu bringen, weil der Entwurf sehr funktional entwickelt war und alle Beteiligten an einem Strang gezogen haben. Auch die Berücksichtigung der damals aufkommenden Digitalisierung bereitete kaum Probleme. Tendenziell wurde der Entwurf durch das lange Prozedere eher strenger und klarer.

Und wie verhält es sich nach so einer Zeit mit der Modernität eines Gebäudes?
GLÖCKLER – Ob etwas von Bestand ist, entscheidet sich meist erst nach der übernächsten Generation. Beispielsweise lag dem ersten Bau der Nationalbibliothek in Leipzig ein historisierender Entwurf zugrunde. Das war damals eine Modeströmung, wenn Sie so wollen. Heute erfahren Gebäude aus den 1950er-Jahren wieder viel Zuspruch. Ich hoffe nur, dass Waschbetonplatten niemals wieder en vogue sein werden.

Noch einmal zurück zur Zeitgeschichte: 1989 fiel die Mauer. Wurde in der Folge nicht der Neubau in Frankfurt infrage gestellt? Schließlich brachte die Deutsche Bücherei in Leipzig ihre Flächen ja in die neue Gesamtinstitution mit ein.
KAISER – Diese Argumentation gab es natürlich. Letztendlich wurde aber 1990 im Einigungsvertrag festgelegt, dass die Deutsche Nationalbibliothek künftig an den beiden Standorten Frankfurt am Main und Leipzig vertreten sein soll.

Der Erweiterungsbau in Leipzig spricht sowohl Rationalität als auch Emotion an.

GABRIELE GLÖCKLER

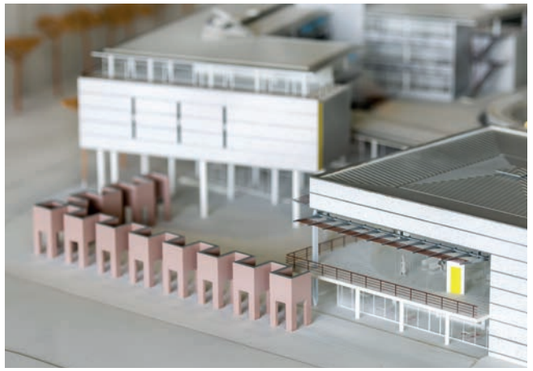
Wie glücklich sind Sie mit der Kunst am Bau, die ja nicht direkt in Ihrem Verantwortungsbereich lag? Die dominante rote Arkade bzw. die roten Backsteintore von Per Kirkeby direkt vor dem Gebäude lassen nicht mehr viel von Ihrem Eingangsbereich erkennen.
KAISER – Das ist zwar richtig, aber die Abschirmung des Vorplatzes vom viel befahrenen Alleenring hatten wir auch im Sinn, nur etwas näher an unserer Architektur. In der Rotunde hatten wir uns einen künstlerisch überhöhten Einblick in die Tiefen der Magazine gewünscht, sozusagen in das Herz dieser Bibliothek. Aber ich denke, die Skulptur „Armalamor“ von Georg Baselitz, die jetzt dort steht, betont sehr gut die Mitte der gesamten Anlage.

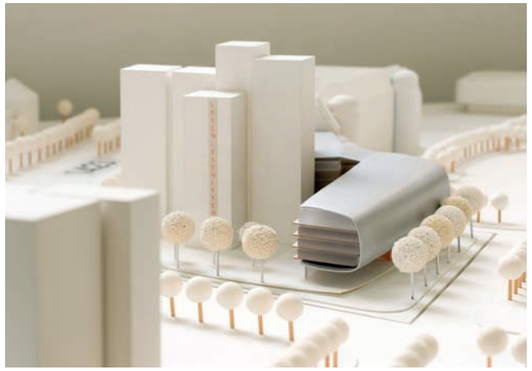
Die Deutsche Nationalbibliothek hat ja durch ihren Sammelauftrag den Anspruch, ihren Bestand für die Ewigkeit aufzubewahren. Färbt dieser Ewigkeitsaspekt auf die Architektur ab?
KAISER – Was könnte denn Ewigkeit darstellen? Ein massiver Bücherspeicher? In Beton? Oder ein dorischer Säulen-Portikus? Diese Symbolik haben wir nicht gesucht. Uns genügt der Begriff dauerhaft, heute würde man ‚nachhaltig‘ sagen. Mit kurzlebig hätten wir auch Probleme: Ein Mitarbeiter aus den USA verblüffte uns einst mit der Frage, für welche Lebensdauer wir Häuser planen würden: 20 Jahre? 40 Jahre?

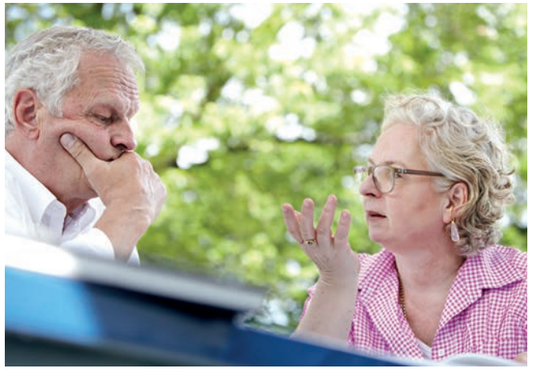
Wie würden Sie denn ganz allgemein Architektur definieren?
GLÖCKLER – Architektur ist mehr als nur die Disziplin, Bauwerke zu errichten, aber weniger als die Erschaffung autonomer Kunstwerke. Das erste ist dem Ingenieur vorbehalten, das zweite dem Künstler. „Kunst am Bau“ ist die Addition. Architektur ist die Synthese. Für mich heißt Architektur: die rationale Umsetzung der Bedürfnisse der Nutzer in einer sinnlichen und ästhetischen Form, die auch das Umfeld angemessen reflektiert.

Ihr Entwurf trägt den Namen: „Umschlag – Hülle – Inhalt“. Was verstehen Sie unter dieser Leitidee?
GLÖCKLER – Um das Skelett aus Geschossdecken und Stützen, das die Bücher trägt, also den Inhalt, liegt die Außenwandkonstruktion des Baukörpers – die Hülle. Eine silbrig glänzende Wetterhaut, die die äußere Form des Baukörpers definiert, steht für den Umschlag und umschließt die unterschiedlichen Bereiche. Der Umschlag mit seinem trigonalen Fugenraster vermittelt eine stoffliche Haptik, schmiegt sich faltenlos an und bietet sowohl dem Inhalt als auch der Hülle Schutz.

Durch diesen Aufbau erinnert der Erweiterungsbau an die Form eines Buches. In den senkrechten Streifen der Glasfassade könnte man Buchrücken erkennen. Hinzu kommt, dass die abgestuften roten Fassadenelemente die Umsetzung der Vierten Goldberg-Variation von Bach darstellen und den Bezug zum Deutschen Musikarchiv →







Rechts: 1997 wurde in Frankfurt am Main das neue Gebäude der Deutschen Nationalbibliothek mit 47.000 qm Hauptnutzfläche eingeweiht. Die darin enthaltenen 30.000 qm Magazinfläche können optional noch um 10.000 qm Fläche der Tiefgarage erweitert werden. Zwei Drittel der Gesamtfläche liegen unter der Erde. Die Baukosten betrugen 250 Millionen D-Mark. Der Architekturwettbewerb fand 1982 statt und der Bau der Architektengemeinschaft Mete Arat, Hans-Dieter Kaiser und Gisela Kaiser entstand zwischen 1992 und 1997.

Links: Am Standort Leipzig wurde 2011 der vierte Erweiterungsbau mit 14.000 Quadratmetern Hauptnutzfläche fertiggestellt. Darin enthalten sind 10.000 qm Magazinfläche. Die Baukosten betrugen 59 Millionen Euro. Der Architekturwettbewerb fand 2002 statt und der Bau von Gabriele Glöckler wurde von der Architektin in einer Arbeitsgemeinschaft mit ZSP-Architekten zwischen 2007 und 2011 realisiert.

herstellen. Fachkreise haben darauf teilweise kritisch reagiert, weil die Rezeptionen zu naheliegend seien.
GLÖCKLER – Fachkreise reagieren immer kritisch, mir ist das einhellige Lob der bedeutenden Architekturkritiker wichtiger. Aber so wie Sie es beschreiben, könnte man meinen, dass sich der Entwurf nah am Kitsch bewegt. In Wirklichkeit ist der Bezug gar nicht so konkret und ich spreche an der Stelle lieber von Ornamenten. Aber klar ist, dass hier sowohl Rationalität als auch Emotion angesprochen werden.

Besonders gelobt wurden die ineinanderfließenden Innenräume. Es war von räumlicher Komplexität ohne Effekthascherei die Rede.
GLÖCKLER – Ja, nach innen wird das Gebäude weicher. Ein Ort des Archivierens und Bereitstellens stellt spezielle funktionale Anforderungen an ein Gebäude. Verkörpert dieser Ort das Gedächtnis einer Nation, ist die Architektur auf besondere Art gefordert. Das war mein Anliegen.

Im Vergleich zum älteren Bau in Frankfurt stand in Leipzig Energieeffizienz und Nachhaltigkeit stärker im Fokus. Wie konnten Sie der Erwartung eines wohltemperierten Gebäudes auf höchstem technischen Standard bei gleichzeitig minimiertem Energieeinsatz gerecht werden?
GLÖCKLER – Umschlag und Hülle sind Bestandteil des energetischen Konzepts. Die Hinterlüftung der gedämmten, zweischaligen Gebäudehülle lässt sich mithilfe von Klappen regeln. So wird im Sommer die Wärme der Sonneneinstrahlung abtransportiert, im Winter dient die stehende Luft durch Schließen der Klappen als Dämmung gegen Kälte. Die hohen klimatechnischen Ansprüche einer konstanten Luftfeuchte von 50 Prozent bei 18 Grad Celsius in den Magazinen werden mit einem neuen Konzept zur Geothermienutzung verbunden. Für die Versorgung großer Bereiche des Gebäudes mit Heiz- und Kühlwasser wird Erdwärme genutzt. 48 Erdwärmesonden reichen mit insgesamt fast 6.000 Metern Bohrlänge 124 Meter in die Erde am Deutschen Platz. Mit diesem Konzept konnten wir eine Reduzierung der Energiekosten gegenüber konventionellen Methoden um rund 50 Prozent bewirken.
KAISER – Apropos Temperatur und Luftfeuchtigkeit in den Magazinen. Wir haben damals fast ein Jahr damit experimentiert, Bücher in Stickstoff zu lagern, um die Lebensdauer der Papiere zu verlängern. Allerdings musste man dann feststellen, dass die Bücher beim Ausleihen, also der Berührung mit normaler Luft, umso schneller zerstört würden.
GLÖCKLER – Das ist interessant, wir haben nämlich mit einer sauerstoffreduzierten Lagerung das gleiche Ziel verfolgt. Das hat sich aber auch nicht bewährt. Außerdem hätten die Menschen, die dort arbeiten, eine Umgebung vorgefunden, die der auf dem Mount Everest gleichkommt.

Vor welche speziellen Herausforderungen wurden Sie während der Bauarbeiten gestellt?
KAISER – Unser größtes Problem war das Grundwasser, das dort bis vier Meter unter die Geländeoberkante heranreicht. Wir haben das in den Griff bekommen, indem wir zwei Wannen mit innenliegender Belüftung verbaut und damit die Magazine vor Feuchtigkeit abgeschottet haben. Das brachte übrigens den Vorteil mit sich, dass die unterirdischen Bestände nur geringfügigen Temperatur- und Feuchtigkeitsschwankungen ausgesetzt sind und sich dadurch Betriebskosten für die Klimatisierung einsparen lassen.
GLÖCKLER – Wir mussten, um die Bausubstanz der beiden bestehenden Gebäude zu sichern, die Fundamente durch ein Hochdruckinjektionsverfahren mit Beton stabilisieren. Außerdem wurden die einzelnen vertikalen Segmente des Bücherturms mit Stahlbändern verbunden, damit er nicht in Schieflage gerät. Erst dann konnte die 190 Zentimeter starke Bodenplatte verlegt werden. Sie war notwendig, um den 17,5 Kilonewton pro Quadratmeter standzuhalten.
KAISER – Es ist ja eigentlich eine Binsenweisheit, aber Bücher bzw. Papier gehören zu den schwersten Materialien überhaupt.

Trotz dieser Widrigkeiten wurden beide Bauwerke fast pünktlich und nur wenig teurer als veranschlagt fertig.
KAISER – Kaum zu glauben - wir sind sogar noch unterhalb der kalkulierten Kosten geblieben. Da zeigt sich eben doch, dass es von Vorteil sein kann, schwäbische Architekten zu beauftragen.

Vor fast 100 Jahren hatten die Baumeister in Leipzig noch gehofft, mit zwei Erweiterungen über die kommenden 200 Jahre zu kommen. Schon heute ist absehbar, dass die Kapazität der Magazine Ihrer noch recht jungen Bauten irgendwann wieder ausgereizt ist.
GLÖCKLER – Da solche Bauwerke eine enorme Vorlaufzeit haben, wird man sich in Leipzig wahrscheinlich schon bald wieder mit den Planungen für einen fünften Erweiterungsbau beschäftigen müssen.
KAISER – In Frankfurt besteht ja durch die Tiefgarage noch ein Puffer von etwa 10.000 Quadratmetern. Und dann hat man sich damals beim Neubau eine Option auf die Fläche gegenüber an der Adickesallee gesichert, wo sich heute eine Tankstelle befindet.

Bei Verbrechern sagt man, sie kehren immer an den Tatort zurück. Wie ist das bei Architekten?
GLÖCKLER – Wenn der Bau fertig ist, muss man ihn dem Nutzer übergeben und loslassen. Natürlich hat man bei bestimmten Dingen noch ein Mitspracherecht, aber ich finde, das muss man auch nicht übertreiben. Im Übrigen glaube ich, dass meine Nutzer sensibel genug sind, um keine gravierenden Eingriffe vorzunehmen. Insofern habe ich kein übersteigertes Bedürfnis, meine Bauwerke regelmäßig in Augenschein zu nehmen.
KAISER – Ich sehe das auch so. Allerdings kümmert sich ein ehemaliger Mitarbeiter unseres damaligen Büros Arat-Kaiser-Kaiser weiterhin um alle relevanten baulichen Probleme – aktuell beispielsweise um Erweiterungsmöglichkeiten des Ausstellungsbereichs. Der Kontakt besteht also auch nach 16 Jahren noch.

Und wie wird sich aus Ihrer Sicht die Architektur in den nächsten Jahren entwickeln?
KAISER – Im Gegensatz zur Nachkriegszeit, in der es hauptsächlich darum ging, sich von der Naziarchitektur abzusetzen, ist die Welt heute wesentlich vielschichtiger. Doch es gibt derzeit eine deutliche Rückbesinnung auf die Städte. Die Mittelpunkte sind uns verlorengegangen und die Wunden durch die Verkehrsschneisen liegen offen. Aber es hat ein Umdenken stattgefunden. Urbanes Leben vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und knapper Energieressourcen wird aus meiner Sicht das Thema der nächsten Jahre sein.

PROF. HANS-DIETER KAISER
Geboren 1940, seit 1970 Bürogemeinschaft mit Gisela Kaiser: Kaiser+Kaiser Freie Architekten+Stadtplaner BDA, 1985-1997 Bürogemeinschaft Arat-Kaiser-Kaiser, 1984-2004 Professor an der Hochschule für Technik Stuttgart. Zahlreiche Auszeichnungen wie der Deutsche Architekturpreis und der Deutsche Bauherrenpreis.

GABRIELE GLÖCKLER
Geboren 1960, Dipl.-Ing. Architektur, Freie Architektin BDA im eigenen Atelier mit Schwerpunkt Öffentliche Gebäude, 2001 bis 2007 Lehrtätigkeit an der Universität Stuttgart, 2011 Deutscher Beitrag auf der 9. Architektur-Biennale São Paulo.

ÜBERSICHT
TROTZ FÜLLE

Welche „Räume“ braucht es, um Wissen gleichzeitig sammeln, ordnen und zugänglich machen zu können? Wie zwischen dem Bestand und den Nutzern vermitteln? Ein Essay der Wissenschaftshistorikerin Anke te Heesen über die Verheißung der Bibliothek des 21. Jahrhunderts.

ILLUSTRATION: NIKITA PIAUTSOU-REHFELDT

Als die Fotokünstlerin Candida Höfer im Laufe der 1990er-Jahre zahlreiche Bibliotheken auf der ganzen Welt fotografierte, schuf sie – aus heutiger Sicht – kleine Ikonen. Die von ihr so genannten „Leseräume“ zeigen Bibliothekszimmer, Kabinette und Säle, die, so verschieden sie sind, sich in einem immer gleichen: Der Betrachter erkennt Regale voller Bücher und die dazu gruppierten, in einem scheinbar natürlichen Verhältnis stehenden Lesearbeitsplätze, mit und ohne Computer. Mal sind größere, mal kleinere Tische zu sehen, ganze Tischreihen mit einheitlicher Beleuchtung, Stühle, die wie eben verlassen wirken und von getaner Denkarbeit zeugen. Unter den Leseräumen finden sich auch Abbildungen der Deutschen Nationalbibliothek, damals noch „Deutsche Bücherei“ (Leipzig) und „Deutsche Bibliothek“ (Frankfurt am Main). Hier wie dort dominieren weitläufige Bücherwände und Arbeitsplätze in Reihen.

Manche der von der Künstlerin fotografierten Räume existieren heute in dieser Form nicht mehr und ihre Bilder sind deshalb eine Archäologie dessen, was in den 1990er-Jahren als „Räume des Wissens“ Eingang in die Forschung fand. Dies war der Zeitpunkt, als man die Bedeutung von Wissensorten entdeckte und für die in ihnen ausgeübten Tätigkeiten sensibilisiert wurde: Bibliotheken und Naturalienkabinette, Museumsdepots und Archivräume waren die selbstverständlichen und vertrauten Sammlungsplätze, die uns aufmerken ließen. Der Grund dafür ist nicht schwer zu erraten. Mit der Entstehung umfassender digitaler Speicher, der Digitalisierung ganzer Bestände, büßten die Ordnungen des Wissens ihre dreidimensionale Räumlichkeit ein, wurden Bücher wie Objekte zu flachen Bildschirmoberflächen. In dem Moment, als diese Räumlichkeiten auflösbar erschienen und man den Eindruck gewinnen konnte, alle Bücher der Welt könnten auf einem einzigen gigantischen *stick* Platz finden, entstanden Fotografien wie die von Höfer und führten uns in die materielle Kultur des Wissens ein. So in Distanz gesetzt zu unserer Umgebung wurde deutlich, wie sehr unser Wissen von der Handhabbarkeit und Zugänglichkeit der Räume und Objekte geprägt ist. In das Zentrum des Interesses rückte dabei eine Tätigkeit, die mit diesen Orten unauflösbar verbunden ist, das Sammeln. Zunächst erschien das Sammeln als eine nahezu banale Handlung, nicht weiter untersuchenswert. Doch schnell wurde deutlich, dass Sammeln eine Geschichte besitzt und mehr involviert als die bloße Anhäufung von Objekten: Finden und Aufsammeln, Ordnen und Einräumen.

Die Sammlungsgeschichte wurde gebündelt durch einen Blick in die frühneuzeitlichen Räume der Kunst- und Wunder- →

kammern, wie ihn die Stiche des Museums von Francesco Calceolari oder des Museums von Fernando Cospiano freigeben. Diese traten deshalb so überzeugend in unsere Aufmerksamkeit, weil sie immer als ein zentraler Raum, zwar bis obenhin angefüllt mit Dingen und Aufbewahrungsbehältern, aber übersichtlich und mit einer klaren Perspektive und einem Fluchtpunkt versehen waren. Sie trugen die Verheißung in sich, das Wissen der Welt gesammelt, verknüpft und an einem Ort handhabbar gemacht zu haben. Diese Verheißung der frühneuzeitlichen Abbildungen – und damit verbunden die eines Aufbruchs in neue Wissensgebiete – besteht bis heute, lebt trotz aller Verschiedenheiten in den Bildern Höfers fort und wird von uns in der Bibliothek und allen anderen Räumen des Wissen selbst erfahren: Bücherwände wie Leseplätze künden von Ordnung und der Blick auf diese durch Regale und einheitliche Flächen strukturierten Ordnungen kann als das ikonografische Leitmotiv, als die unhinterfragte Leitvorstellung von Sammlung schlechthin gelten. Die Verheißung der Bibliothek des 21. Jahrhunderts lautet deshalb Übersicht trotz Fülle.

Eine Sammlung ist eine Zusammenstellung von Objekten, die, aus dem ökonomischen Kreislauf genommen, stillgestellt worden sind. Als der Historiker Krzysztof Pomian diese nunmehr klassisch gewordene Definition formulierte, hatte er eine grundlegende Erklärung im Sinn, die nicht zuletzt die Abgrenzung zu der uns umgebenden mobilen und zugleich zeitlich begrenzten Warenwelt einschloss. Und in der Tat funktionieren Sammlungen anders, als wir es mit vielen Dingen des Alltags gewohnt sind: Sammlungen werden nicht verbraucht und nicht wie Waren so häufig und schnell wie möglich verschoben und umgesetzt, sondern deponiert, zurate gezogen, beforscht und immer wieder neu beschrieben. Führt man sich das Tätigkeitswort „sammeln“ vor Augen, so mag man zunächst an ein bloßes Anhäufen denken. Sammeln heißt: zulassen, dass die Dinge sich vermehren. Wie viele Beschreibungen gibt es, in der die Sammler als obsessive Persönlichkeiten gezeichnet werden, die von einer Sucht befallen die Dinge an sich ziehen und ihnen ausgeliefert sind. Es hat den Anschein, als suchten sich die Objekte ihren zukünftigen Besitzer aus und nicht umgekehrt. Sammeln ist aber mehr. Jenseits aller Obsession bedeutet Sammeln ein ständiges Balancieren zwischen dem kontingenten Einströmen von Objekten und einer gezielten auswählenden Tätigkeit: Häufig kommen sie in eine Bibliothek, ohne dass sie jemand zuvor nach inhaltlichen Gesichtspunkten ausgesucht hätte.

Im Falle der Deutschen Nationalbibliothek werden sie nach einem weiten und allgemein definierten Sammlungsraster zusammengetragen, einfach deshalb, weil sie als deutsche und deutschsprachige Publikation und solche mit Bezug zu Deutschland (so der Sammlungsauftrag) in dieses fallen. Oder Bücher werden Teil einer Sammlung, weil sie planmäßig zusammengestellt einem bestimmten Fachgebiet angehören und dieses Fachgebiet in den entsprechenden Publikationen repräsentiert werden soll. Im Verlaufe dieses Balancierens splittert sich das Sammeln in zahlreiche Tätigkeiten auf: annehmen und aussondern, kaufen und sortieren, bezeichnen und markieren, ordnen und einstellen, pflegen und restaurieren, revidieren und neu systematisieren. Mit dem Anwachsen der Zahl der Objekte müssen auch die Techniken der Handhabung verfeinert werden. Mag man in einem einzelnen Schrank oder Regal noch eine Übersicht gewinnen, reicht das Erinnerungsvermögen eines Menschen aus, um die Titel der Bücher zu vergegenwärtigen, so wird ab einer bestimmten Menge alles komplizierter. Jetzt wird eine Zweiteilung zwischen dem eigentlichen Sammlungsraum, dem Depot oder Magazin, und dem Raum der Zugänglichmachung – im Falle der Bibliothek dem Leseraum – vorgenommen.

Die Kunst einer jeden großen Sammlungsinstitution – egal, ob Bibliothek, Museum oder Archiv – besteht darin, zwischen der vorhandenen Sammlung und dem Leser oder Betrachter zu vermitteln. Neben den oben genannten Tätigkeiten des Sammelns kommen also noch Ausheben und Zugänglichmachen hinzu. Eine der Leistungen des Sammelns besteht deshalb darin, die Sammlung selbst sichtbar zu machen, obwohl sie physisch im Magazin ruht und nicht zugänglich ist. In der Geschichte des Sammelns und seiner Institutionen wurden zu diesem Zweck ganze Apparaturen aufgewendet, um die physische, aber für den Benutzer unsichtbare Sammlung gegenwärtig und handhabbar werden zu lassen: Kataloge und Indizes, Ausstellungen und Präsentationen, kurz: Verweisungsstrukturen erscheinen uns heute mindestens genauso wichtig wie die gesammelten Objekte selbst. Wir sind es gewohnt, hinter der Schrift der Einträge Objekte zu vermuten und uns diese ans Licht bringen zu lassen.

Die Verweisungsstrukturen bestehen seit Langem und begleiten die Geschichte des Sammelns spätestens seit dem 16. Jahrhundert. Sie wurden mehr und mehr ausdifferenziert, aber wir sehen in ihnen heute auch die Unübersichtlichkeit lauern und sie versprechen nicht mehr ohne Weiteres eine Orientierungshilfe für die Reiche des Verborgenen zu sein. Wie viele verschiedene Kataloge und Unterkataloge gibt es und trotz aller Zentralisierungsbemühungen und erleichternden *access codes* fördert man nur dann echte Fundstücke oder Überraschungen zutage, wenn man sich tief in das Geflecht der Verweisungen einer Sammlungsordnung und ihrer Geschichte eingearbeitet hat. Die Orientierung ist heute woanders zu finden. Orientierung bietet vielmehr die Bibliothek selbst, der Ort, die Architektur und das Bild seiner Räume. Mit den Digitalisierungsschüben der Sammlungen, sei es ihrer Kataloge oder ihrer Bestände selbst, ja mit dem Aufkommen ganzer von vornherein als digital angelegter Sammlungen, ist zugleich – wie ein unbewusstes Antidot – das Bild dieser materiellen Manifestation in unseren Köpfen verankert: eine Bücherwand mit tausenden von Publikationen und beruhigenden Nachschlagewerken, ein Licht, ein Stuhl, ein Bildschirm, ein aufgeschlagenes Buch. Das Bild zeigt nicht den *chip*, sondern einen geordneten räumlichen Komplex, den wir in Ausschnitten – wie auf den Fotografien Höfers – wahrnehmen und deshalb fassen können. Die dargestellten Leseräume sind nicht nur Leseräume, sondern zeigen auch das Abbild des Bestandes als unendliche, aber abgrenzbare Menge.

In den meisten Fällen ist es uns immer noch nicht erlaubt, im Magazin unseren Arbeitsplatz aufschlagen, aber wir bekommen heute mehr denn je das Bild einer idealen, übersichtlichen Bibliothek vorgeführt. Die Ikonografie der Bibliothek wird von der Institution selbst aufgenommen und reflektiert. Ordnung der Sammlung und Ikonografie der Sammlung gehen Hand in Hand, indem die Menge der Bücher weiterhin geordnet und zugleich in ein zu überschauendes Bild überführt wird – hier liegt das neue alte Moment der Sichtbarmachung von Sammlung. Die Bibliothek kann heute mehr denn je als eine Utopie gelten, ist im besten Sinne ein Denkraum, in dem wir uns des dort liegenden Potenzials bewusst werden und es vor Augen geführt bekommen. Der Moment der Reflexion zwischen Mensch und Objekt, den der Kunst- und Kulturhistoriker Aby Warburg als „Denkraum“ bezeichnete, besteht heute nicht nur in der Betrachtung des Objekts, sondern auch in der Vergegenwärtigung seiner Menge und damit der Akzeptanz, als Einzelner niemals den Bestand überblicken und erfassen zu können, zu begreifen, dass die eigentliche Ordnungsleistung darin besteht, nicht in die Starre desjenigen zu verfallen, der angesichts der Fülle nicht mehr zu agieren vermag. So gesehen ist die Bibliothek heute ein Denkraum zweiter Ordnung, in dem hier das Verhältnis des Menschen zum Buch und eine Reflexion darüber, wie sich dieses Verhältnis in den letzten Jahrzehnten verändert hat, thematisiert wird. Wird Lesen durch *chatten* abgelöst, die Sammlung durch *clouds* und der konzentrierte Arbeitsplatz mit ausgehobenen Bücherstapeln durch *multitouch displays*? Die gegenwärtige Sammlung ist immer eine, die über ihre Bedingungen reflektiert. Die Sammlung des 21. Jahrhunderts bleibt deshalb – trotz aller Digitalisate – ohne den Raum nicht denkbar. Ihre Verheißung lautet, leicht verändert, der nunmehr unvorstellbaren und ins Unermessliche angewachsenen Fülle in immer wieder neuer Anstrengung ein Raumbild zu verleihen und so zwischen Sammlung und dem Leser zu vermitteln.

PROF. DR. ANKE TE HEESEN

Die Wissenschaftshistorikerin und Kuratorin, geb. 1965, hat seit 2011 einen Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte mit dem Schwerpunkt der Bildung und Organisation des Wissens im 19. und 20. Jahrhundert an der Humboldt-Universität Berlin.

Die Welt mit philosophischen Augen betrachten

Ihre neue Zeitschrift:
die fünfte Ausgabe, jetzt am Kiosk

DENKRAUM

Von Forschungsquelle bis Wissensspeicher:
Ein Schwerpunkt zu Bibliotheken als Ort der Erkenntnis

WISSEN SCHAFFT ALLERLEI

Bei Recherche und Forschung in der Deutschen Nationalbibliothek denkt man erst einmal an Sach- und Fachliteratur. Doch das greift zu kurz. Denn der Vorteil ist ja gerade, dass es dort (fast) alles gibt. Einige Beispiele ungewöhnlicher Forschungsarbeiten.

TEXT: MARTIN SCHMITZ-KUHL FOTOS: STEPHAN JOCKEL

ZACK – BUMM – BÄNG

Wenn eine Comic-Koryphäe wie Prof. Bernd Dolle-Weinkauff eine Ausstellung über „60 Jahre Comics aus Deutschland“ machen möchte, kann er zweifellos auf einen großen eigenen Bestand zurückgreifen. Noch mehr Comics gibt es allerdings in der Deutschen Nationalbibliothek. Und so fand oben genannte Ausstellung im Jahre 2008 praktischerweise auch in ihren Räumen statt.

Dort, in den Magazinen in Frankfurt und Leipzig, stehen ordentlich aufgereiht die Donald-Duck- oder Superman-Heftchen, wie sie auf Deutsch erschienen sind. Doch auch deutsche Eigenproduktionen gibt es zuhauf. Darunter längst vergessene Helden wie der Ritter Sigurd und der Weltraumfahrer Nick. Einige von ihnen, wie Rolf Kaukas Fix und Foxi, waren einst gar ernsthafte Rivalen der Disney-Helden. Und wer glaubt, all das wäre nur ein westdeutsches Phänomen gewesen, hat noch nie etwas von der Comic-Zeitschrift Mosaik gehört. Es gibt also vieles zu erforschen – nicht nur für Donaldisten.

AUSSCHNEIDEN VERBOTEN

Aus Karton kann man ganz wunderbare Dinge bauen. Schiffe, Fahrzeuge, Häuser, sogar ganze Städte en miniature werden von unzähligen Bastlern aus aller Welt aus den Modellbaubögen herausgetrennt und zusammengeklebt. Und das bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. So lange gibt es nämlich schon den Kartonmodellbau.

Diese ganz alten Baubögen sind in der Deutschen Nationalbibliothek nicht zu finden. Was die vergangenen Jahrzehnte allerdings angeht, ist sie indes eine Fundgrube für alle Kartonmodellbauer. Zumindest für all jene, die sich – wie der „Arbeitskreis Geschichte des Kartonmodellbaus“ – mit der Erforschung der kulturellen und wirtschaftlichen Aspekte dieser Bastelkunst beschäftigen. Für alle anderen Hobbybastler ist die Deutsche Nationalbibliothek vielleicht eher frustrierend. Denn selbstverständlich gilt hier: Anschauen ist erlaubt, doch Schere und Kleber dürfen nicht mit in den Lesesaal!

VON FANS FÜR FORSCHER

Egal ob Fußball oder Musik, ob Literatur oder Politik: Fanzines entstehen dort, wo es Leidenschaft gibt. Denn Fanzines sind Magazine von Fans für Fans. Dabei müssen sie nicht unbedingt sehr gut gemacht sein. Sie können von Fehlern nur so strotzen, schlecht gestaltet und inhaltlich völlig abseitig sein. Es gibt Fanzines, die käuflich erworben werden können, andere werden kostenlos unter das Volk gebracht.

So unterschiedlich Fanzines sind, so gibt es doch eine Gemeinsamkeit. Und das ist selbst vielen Machern dieser Magazine nicht bekannt, zumindest nicht, bis sie einen entsprechenden Brief von der Deutschen Nationalbibliothek bekommen haben: Auch Fanzines fallen unter die Vorschrift der Pflichtexemplar-Abgabe. Wer sich also mit Deutscher Fanzine-(Sub)Kultur auseinandersetzen möchte, kommt an der Deutschen Nationalbibliothek nicht vorbei. Einziger Nachteil: Man muss wissen, welchen Titel man dort sucht. Denn als spezielle Literaturgattung werden sie nicht erfasst.

SELBSTVERLEGTES

Das Alleinstellungsmerkmal der Deutschen Nationalbibliothek gegenüber allen anderen hiesigen Bibliotheken ist der Vollständigkeitsanspruch. Hier gibt es so ziemlich alles, was in Deutschland in den vergangenen hundert Jahren publiziert wurde. Die eine oder andere Lücke im Regal gibt es aber selbst hier, so zum Beispiel bei der Samisdat-Literatur aus der DDR-Zeit. Das ist nicht weiter verwunderlich, handelt es sich dabei doch um alternative, nicht systemkonforme Literatur, die „ohne Druckgenehmigung" veröffentlicht wurde. Die Texte wurden meist mit der Schreibmaschine getippt, dann per Kohlepapier, Matrizen oder Kopierer vervielfältigt und unter der Hand verteilt. Anfang der 1980er-Jahre entstanden mit den in Fortsetzung erscheinenden Zeitschriften immer umfangreichere Periodika, die eine wichtige Rolle in der ostdeutschen Oppositionsbewegung spielten.

Heute können Wissenschaftler eine beträchtliche Anzahl von Samisdat-Werken in Leipzig einsehen, da die Deutsche Nationalbibliothek in den letzten Jahren eine Fülle dieser Veröffentlichungen und damit einen beispielhaften Querschnitt durch diese Literatur erworben hat.

ZEHNPFENNIG-BIBLIOTHEK

Heftromanserien wie die „Backfischstreiche" oder die „Prinzess-Romane" waren in Kaiserreich und Weimarer Republik äußerst populär. Gleichzeitig wurde von bildungsbürgerlicher Seite ein erbitterter Kampf gegen solchen „Schmutz und Schund" geführt. Das änderte aber nichts daran, dass die Deutsche Nationalbibliothek seit jeher auch diese Kioskliteratur mit akribischer, fast liebevoller Detailversessenheit gesammelt, katalogisiert und archiviert hat, wie die Göttinger DFG-Forschergruppe zur „Ästhetik und Praxis populärer Serialität" in einer Untersuchung zum Thema „Sammeln populärer Heftserien in der Nationalbibliothek" nachwies. So wurden zum Beispiel häufig Pseudonyme aufwendig aufgelöst, die in dieser Literaturgruppe sehr verbreitet waren. Angesichts solcher bibliothekarischen Genauigkeit stellte ein Zeitgenosse in einem Gutachten über die Deutsche Bücherei bereits 1916 verwundert fest, welche „übergroße Mühe geradezu wissenschaftlich angewandt wird, um den Vornamen eines obskuren Schriftstellers zu erreichen". Es geht eben nichts über die bibliografische Genauigkeit.

VON NAMEN UND ZAHLEN

Alte Telefon- oder auch Adressbücher sind in der Deutschen Nationalbibliothek extrem beliebt. Und das sieht man den Werken oft an. Durch die häufige Benutzung, aber auch, weil sie in der Regel aus minderwertigem Papier hergestellt wurden, sind sie teilweise in einem recht erbärmlichen Zustand und müssen aufwendig restauriert werden. Einzelne Werke wie ein Breslauer Adressbuch aus der Vorkriegszeit sind gar so „zerlesen", dass sie überhaupt nicht mehr genutzt werden können. Aus genau diesem Grund sind zum Beispiel die Leipziger Adressbücher frühzeitig auf Mikrofilm gezogen worden. Andere, nämlich die Telefonbücher einiger deutscher Großstädte der Jahrgänge 1915 bis 1981, wurden komplett digitalisiert und sind heute auch über das Internet verfügbar (www.ancestry.de).

Stellt sich die Frage, warum solche Medien so begehrt sind: Warum bitte schön sollte man denn ein altes Adress- oder Telefonbuch lesen? Die Antwort: Forschung. Genauer: Ahnenforschung. Nicht nur professionelle Genealogen, sondern Herr und Frau Jedermann finden in der Deutschen Nationalbibliothek ihre Quellen, um die Familiengeschichte zu durchleuchten und den Stammbaum entsprechend zu ergänzen.

DER 12. MANN ZÄHLT

Wenn eine Zahlenmanie auf eine ebenso ausgeprägte Fußballleidenschaft stößt, ist die Grenze zwischen Wissenschaft und Wahnsinn fließend. Doch Wissenschaft ist das allemal, was der Deutsche Sportclub für Fußballstatistiken in der Deutschen Nationalbibliothek betreibt. Aber für Außenstehende mag es eben vielleicht auch ein klein wenig wahnsinnig erscheinen.

Denn diese Hobbystatistiker geben sich bei Weitem nicht mit der Auswertung der Bundesliga zufrieden. Vielmehr werten sie alle Ligen aus, bis runter auf die Kreisebene. Doch damit nicht genug: Schließlich wird schon eine ganze Weile das Runde ins Eckige gekickt und ebenso lang wird das gezählt und aufgeschrieben. Deshalb ist die Süddeutsche Sportzeitung aus dem Jahre 1913 für manch einen Fußballstatistiker sehr viel spannender als der Kicker von heute. Auf Basis dieser Quellen werden Abschlusstabellen erstellt, Mannschaftsaufstellungen dokumentiert, Torquotienten ermittelt und vieles mehr. Und was kommt am Ende heraus? Natürlich ein Buch. Jedes Jahr erscheint der Fußball-Almanach mit den neuesten Zahlen. Der steht dann selbstverständlich auch in der Deutschen Nationalbibliothek.

STADT, LAND, FLUSS

Landkarten sind ein anschauliches Mittel, um politische Ziele, Vorstellungen und Ansprüche darzustellen. Zum Beispiel im Kaiserreich bezüglich der Kolonialgebiete. Oder nach dem Zweiten Weltkrieg im Hinblick auf die deutsch-polnische Grenze. Während die DDR bereits 1950 die Oder-Neiße-Grenze anerkannte, vollzog die Bundesregierung diesen Schritt offiziell erst 1970 mit dem Warschauer Vertrag. All diese territorialen „Interpretationen" lassen sich wunderbar auf den Schulwandkarten nachvollziehen. Und diese gibt es vollzählig natürlich nur in der Leipziger Kartensammlung der Deutschen Nationalbibliothek mit ihren mehr als 220.000 Karten und Atlanten.

Doch nicht nur Wissenschaftler, die sich mit solchen Fragen beschäftigen, werden hier fündig. Viele Anfragen kommen auch von älteren Herrschaften, die eine Karte aus ihrem Geburtsort einsehen möchten, weil sie einen Besuch in der Heimat planen. Und da nutzt ihnen eine aktuelle Karte herzlich wenig, sondern sie brauchen eine Karte von damals, auf der noch alles so verzeichnet ist, wie sie es in Erinnerung haben. Grundlagenforschung, ganz privat.

GUTER RAT GRATIS

Beziehungs-, Karriere- oder allgemeine Lebenshilfe-Ratgeber sind unglaublich beliebt, nicht umsonst führen sie häufig die Bestsellerlisten an. In der Deutschen Nationalbibliothek gehören solche Bücher dagegen eher zu den Ladenhütern. Tipps dieser Art lässt man sich wohl doch nicht so gerne in einem Lesesaal geben. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass sich überhaupt niemand dafür interessieren würde. Denn natürlich ist Ratgeberliteratur ein dankbares Forschungsfeld. So zum Beispiel für Dr. Jana Gärtner, die sich mit dem Thema „Elternratgeber im Wandel der Zeit" auseinandersetzte. Dafür verbrachte sie sehr, sehr viel Zeit in der Bibliothek, rund 200 Bücher hat sie dort für ihre Dissertation akribisch durchgearbeitet.

Bereits das Studium nur der Titel zeigt, dass sich in den vergangenen hundert Jahren allerhand verändert hat. Interessierten sich die Menschen 1913 noch für den Ratgeber „Wie können christliche Eltern und Erzieher die ihnen anvertrauten Kinder vor der Unkeuschheit bewahren und ihnen helfen?", greifen die Eltern von heute eher zu „Was Ihre Kinder über Sex wissen sollten". Das ist eben der Wandel der Zeit – konserviert in den Magazinen der Nationalbibliothek.

RECHTE ZUM LESEN, **WISSEN UND DENKEN**

Wie empfängt eine Bibliothek ihre Nutzer, was ermöglicht sie ihnen? In seiner Reise durch Einrichtungen in aller Welt entziffert der Wissenschaftler B. Venkat Mani Bibliotheken als sozialpolitische und kulturelle Räume – und als Orte kollektiver Selbstdarstellung.

Was konstituiert einen Denkraum: die Gedanken, die in dem Raum entstehen, oder die Denkerinnen und Denker selbst? Was gibt einem Denkraum seinen einzigartigen Charakter: Lediglich die Architektur, die Ausstattung und die Lesematerialien? Oder auch die Angestellten, die den Nutzern Denkmaterial zur Verfügung stellen? Vielleicht sogar die Pförtner am Empfang, die die Nutzer täglich willkommen heißen? Diese Fragen sind mir als Nutzer der Deutschen Nationalbibliothek, der seit mehreren Monaten in Leipzig an einem Buch über Weltliteratur und Bibliotheken schreibt, besonders wichtig.

Am 16. Mai 2012 beschäftigte ich mich in dem historischen Lesesaal mit Dokumenten zur Gründung der Deutschen Bücherei. Nach einigem Blättern stieß ich auf einen Vortrag von Prof. Dr. Hans Paalzow, 1913 Abteilungsdirektor an der Königlichen Bibliothek in Berlin. Hierin heißt es: „Von dem ursprünglichen Gedanken, die Deutsche Bücherei als Verleih- und Versendungsbibliothek zu konstruieren, ist man zurückgekommen und will jetzt an dem Präsenzprinzip festhalten. Die Benutzung soll jedermann freistehen und unentgeltlich sein.“ Als ich das Zitat abschrieb, bemerkte ich eine Notiz: „Vortrag gehalten auf dem Deutschen Bibliothekartage in Mainz am 16. Mai 1913“ – also auf den Tag genau vor 99 Jahren. Es war mir einerlei, ob ich seinerzeit als Teil der angestrebten Nutzer galt. Wichtig schien mir, dass ich quasi 100 Jahre später weit weg von meiner Geburtsheimat Indien und Wahlheimat USA Teil einer Lesegemeinschaft in Leipzig war. Ich hatte Benutzungsrechte in dieser Bibliothek, Rechte zum Lesen, Wissen und Denken. Mit zahlreichen anderen war ich Teil eines Denkraums.

Meine frühesten Erinnerungen an eine Bibliothek führen mich in ein Frauen-College in einer Kleinstadt in Indien, wo meine Tante Literatur unterrichtete. Das Gebäude lag mitten in der Stadt am Ufer des Ganges, die Bibliothek bestand gerade einmal aus einem 50 Quadratmeter großen Saal. An drei Wänden verliefen Regale mit Glastüren, die nur für die Bücherentnahme geöffnet wurden, an der vierten gab es Fenster, durch die man den Ganges sehen konnte. Mitten in der Bibliothek stand ein langer Tisch, an dem sich Studentinnen und Professorinnen mit ihren Materialien und Notizbüchern drängelten. In dieser Bibliothek hatte ich zwar keine „Benutzungsrechte“, aber meine Liebe für Bücher und Bibliotheken begann hier, wo sich der Geruch von dem Teakholz der Bücherregale und Möbel mit dem von in Allahabad, Delhi und Lucknow veröffentlichten wertvollsten Erstausgaben der wichtigsten Werke in Hindi-Literatur vermischte.

35 Jahren später befand ich mich wieder in einer Bibliothek am Wasser. Die Amsterdamer Stadtbibliothek (Openbare Bibliotheek) befindet sich in einem von dem Stararchitekten Joe Coenen entworfenen Gebäude, verfügt über 1.200 Sitzplätze und einen großen Freihandmedienbereich. Regale über Regale voller Bücher, Zeitschriften, CDs und DVDs, außerdem Internet-Terminals und viele Freiräume, in denen sich neben einzelnen Nutzern Familien mit Kindern, junge Pärchen auf Dates, in manchen Ecken auch schlafende Amsterdamer und Touristen aufhielten. Diese offene Bibliothek heißt alle willkommen und ist entsprechend eingerichtet.

Zwischen diesen zwei Bibliotheken am Wasser lagen viele andere. Mein Studium brachte mich nach Neu-Delhi, wo ich in dem Fachbereich für europäische Literatur in der zehnstöckigen Bibliothek am Zentrum der Jawaharlal Nehru Universität zu Hause war. Von 1990 bis 1995 besuchte ich die Bibliothek der Sahitya Akademi, wo man von Büchern in über 25 Sprachen Indiens umgeben war, ein unglaublicher Überblick über die sprachliche Vielfalt des Landes. Oder ich machte mich auf den Weg nach Kasturba Gandhi Marg, um die nach dem berühmten Indologen benannte Max Müller Bhavan Bibliothek im Hinterhof einer altkolonialen Villa aufzusuchen, in der ausschließlich westdeutsche Ausgaben zu finden waren. Oder mich reizten die Penguin Classics in dem von Charles Correa entworfenen modernen Bibliotheksgebäude des British Councils. Schließlich schmökerte ich in der American Center Library in den „Modern Library“-Ausgaben. Nach diesen „Pilgerfahrten“ in Neu-Delhi hatte ich das Privileg, viele weitere Bibliotheken der Welt zu besuchen. Von der Green Library an der Stanford University in Kalifornien, wo ich promovierte, zu der Memorial Library der University of Wisconsin in Madison; von der Bibliothek der Bogaziçi Universitesi in Istanbul, wo ich Türkisch lernte, zu der „Stabi“ in Berlin, wo ich für mein erstes Buch über Deutsch-Türken recherchierte; von der altprächtigen Library of Congress in Washington D.C., von der man die US-amerikanische Fahne auf dem Capitol Hill sieht, bis zu dem hochmodernen Lesesaal des Deutschen Buch- und Schriftmuseums in Leipzig, durch dessen Fenster man den goldenen Turm der russischen Gedächtniskirche erblickt; von der Nationalbibliothek in Seoul, wo mir mein Analphabetentum im Koreanischen bewusst wurde, bis zur Strahov Bibliothek in Prag, wo ich die wertvollen Altbestände nur aus großem Abstand bewundern konnte. Ich habe viel von der Welt gesehen, eine Bibliothek nach der anderen.

Wie die Welt sind auch Bibliotheken keine neutralen Orte. Sie sind, politisch bedingt und kulturhistorisch bestimmt, wichtige Teile des gesellschaftlichen und sozialpolitischen Gefüges. Privatbibliotheken sind als Ausdruck persönlicher Leidenschaften, Bücherfreude und Bücherliebe bekannt. Aber öffentliche Bibliotheken, vor allem aufgrund ihres gemeinschaftlichen Charakters, sind Orte der Politik der Alphabetisierung – und der Sanktionierung von Analphabetismus. Oft sind es historische Zufälle, die jeder Bibliothek ihre Form von Anhäufung und Klassifizierung, Verbreitung und Verteilung, Unterstützung und Zugänglichkeit verschaffen. Die moderne Bibliothek als Institution hat sich als Raum für das kollektive Gedächtnis etabliert. Zusammen mit Museen dienen sie der kollektiven Selbstdarstellung. Sie sind eine Art Bildersaal der jeweiligen Zeit – abhängig von den intellektuellen Leistungen und Errungenschaften in einem bestimmten historischen Moment an einem bestimmten Ort in der Welt. Jede Bibliothek hat ihre eigene Persönlichkeit, ihre eigenen Lesekreise und Nutzer, ihren eigenen Zweck und ihre eigene Kulturpolitik, also auch ihren eigenen Platz in der jeweiligen Kulturlandschaft. Bibliotheken, kurz gefasst, sind Fiktionen, die auf der Faktizität der Bücher basieren.

Eines der klaustrophobischsten Bilder einer Bibliothek in europäischen Romanen des 20. Jahrhunderts hat der Nobelpreisträger Elias Canetti entworfen. In „Die Blendung“ von 1935 führt er seine Leser auf eine Reise durch die Bibliothek des Protagonisten Peter Kien, dem „größten lebenden Sinologen“, im Wiener Fin de Siècle. Die Bibliothek nimmt vier Zimmer in Kiens geräumiger Wohnung ein. Kien ist gleichzeitig Kurator, Organisator, aber auch einziger Nutzer, mit exklusivem Zugang zu seinen über 25.000 Bänden. Seine persönliche Einkapselung spiegelt sich in der architektonischen Isolierung. In allen Zimmern sind die Seitenfenster zugemauert, nur in der Decke sind Fenster eingelassen. Das Arrangement schützt vor der „Versuchung, das Treiben auf der Straße zu beobachten“, was er für eine „zeitraubende Unsitte“ hält. In dieser zu allen Seiten hin abgeschotteten Bibliothek ist „kein überflüssiges Möbelstück, kein überflüssiger Mensch“, die ihn von seiner Ernsthaftigkeit ablenken könnten.

Kiens Privatbibliothek steht in scharfem Kontrast zu der literarischen Darstellung einer Bibliothek in Frankfurt am Main, wie sie in Orhan Pamuks Roman „Schnee“ von 2004 geschildert wird. Die Architektur der Stadtbücherei wird als spärlich beschrieben, ein „modernes, gesichtsloses Gebäude“. Statt auf die Zahl der Bände, die Methode des Katalogisierens oder das Ordnungssystem einzugehen, widmet der Erzähler seine Aufmerksamkeit den vielen seltsamen Körpern der Nutzer: „Drinnen waren es die typischen Besucher solcher Bibliotheken: Hausfrauen, Rentner, die die Zeit totschlugen, Arbeitslose, ein, zwei Araber und Türken, kichernde Schüler, die ihre Hausaufgaben erledigten, und das unvermeidliche Stammpublikum solcher Orte, extrem Fettleibige, Behinderte, Verrückte und geistig Zurückgebliebene“. Jene, die Kien für einfallslos, überflüssig und ablenkend hält, sind in der Frankfurter Stadtbücherei als wesentlicher Bestandteil anwesend. Für den Protagonisten Ka wird sie ein sicheres Exil, eine Flucht von der Isolierung, die er in seiner kleinen Wohnung in Frankfurt erlebt. Dieses öffentliche Gebäude ist auch die letzte Zuflucht von Ka, bevor er gleich um die Ecke auf der Straße ermordet wird.

Zwischen den beiden Bibliotheken offenbaren sich sprachliche, nationale und kulturelle Unterschiede – Differenzen der unterschiedlichen Welten und Denkräume: Hier ein abgeschotteter, allein auf die Werke und Gedanken fokussierter Raum, dort ein soziales Leben inmitten von Büchern, eine Nutzergemeinschaft, die aus Migranten besteht. Was sich an dieser Gegenüberstellung ablesen lässt, semiotisch und symbolisch, ist sowohl das Haus der Bücher – die Bibliothek – als auch der virtuell bibliografische Raum, der sich durch Bücher [vivlios] schreiben [graph] lässt. Von einer Kleinstadt in Indien bis zu der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig sind meine Benutzungsrechte nicht nur durch Bücherausleihen bestimmt. Wie für zahlreiche andere Nutzer sind meine Ausleihungen genauso fiktional wie die Denkräume selbst.

B. VENKAT MANI

Associate Professor am Department of German der University of Wisconsin/Madison. Als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung absolviert er ein Forschungsjahr am Fachbereich Buchwissenschaften der Universität Leipzig, wo er unter anderem an dem buchwissenschaftlichen Projekt „Borrowing Privileges: Bibliomigrancy and the making of World Literature in Germany“ arbeitet.

BIBLIOTHEK DER
DICHTER UND DENKER

Bedeutend. Bedeutender. Am bedeutendsten. Der Versuch einer Rangliste anhand des Bestands in der Deutschen Nationalbibliothek.

Es hat sich eingebürgert, die Bedeutung einer Person entsprechend ihren Einträgen bei Google einzuordnen. Doch das führt häufig in die Irre. Die Suchmaschine spuckt zum Beispiel zu „Martin Luther“ mehr als 88 Millionen Einträge aus – ein absoluter Spitzenwert unter Deutschlands Dichter- und Denker-Namen. Das Problem dabei: Google zählt alle Links zu Martin Luther King oder zu Schulen bzw. Kirchen mit diesem Namen mit. Wesentlich präziser sind die Angaben im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek, da man sich hier ausschließlich die Veröffentlichungen von und über Martin Luther anzeigen lassen kann. Und mit 3.753 Einträgen landet der Reformator mitnichten auf Platz eins, sondern nur auf Platz acht. Unangefochtener „Gewinner“ hingegen ist der Dichterfürst aus Frankfurt am Main. Goethe war also gut – und viel. Überraschend ist, dass die eine Hälfte der Gebrüder Grimm, Jacob Grimm, Größen wie Karl Marx, Hermann Hesse und Friedrich Nietzsche auf die Plätze verweist. Noch erstaunlicher: Wissenschaftler, die die Welt bewegt haben, wie Sigmund Freud (3.021 Einträge), Theodor W. Adorno (1.276) oder Albert Einstein (1.071) schaffen es nicht in die Top Zehn. Nur knapp gescheitert ist dagegen der Autor von Trivialliteratur Heinz G. Konsalik (Platz zwölf). Was das Ranking noch zeigt: Ganz oben landet man nur posthum. Nicht ein einziger Zeitgenosse liegt im vorderen Feld, am besten schneidet noch Günther Grass (1.357) ab. Entlarvend ist die Statistik auch für das Geschlechterverhältnis: keine Frau weit und breit. Am meisten Spuren im Bestand der Bibliothek hinterlassen hat übrigens Hedwig Courths-Mahler (1.385), deren Liebesromane in der Weimarer Republik Bestseller waren.

Der Katalog der Deutschen Nationalbibliothek ermöglicht eine feingranulare Suche. So lässt sich nach Titeln, Personen, Inhaltsverzeichnis und Schlagwörtern unterscheiden, nach Medienarten, Zeiträumen und vielem mehr. Bei der Personensuche differenziert der Katalog nicht nur nach Namen, sondern auch nach Personen – der Bestand umfasst zum Beispiel Werke von 19 verschiedenen „Thomas Manns“. Zu dem gesuchten Schriftsteller erhält man eine exakte Aufschlüsselung der Werke im Bestand: Autor von 3.008, Komponist von sechs, Interpret von vier, Beteiligung an 400 und Thema in 646 Publikationen. Die hier im Ranking angegebenen Zahlen sind jeweils die Summen dieser Kategorien (Stand: 19. Juni 2012).

ABGESTEMPELT UND WEGGESPERRT

Die Deutsche Nationalbibliothek ist ein Ort des freien Denkens. In ihrer Geschichte war diese Freiheit jedoch mitunter eingeschränkt. Kaiserreich, Drittes Reich, DDR – jeweils ließ die Staatsmacht unliebsame Werke indizieren. Erinnerungen an den Leipziger „Giftturm“.

TEXT: NILS KAHLEFENDT FOTO: STEPHAN JOCKEL

In dem 1977 erschienenen Roman „Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene“ lässt Erich Loest seinen Helden in eine Abteilung der Deutschen Bücherei vordringen, die den meisten Lesern, wenn sie überhaupt von ihrer Existenz wussten, nicht zugänglich war: „Nachmittags stieg ich mit Wilfried in den Giftturm hinauf, zuletzt wanden wir uns auf einer steilen stählernen Wendeltreppe himmelwärts, wo nur für einen schlanken Menschen Platz war ... Oben klopfte Wilfried an eine eiserne Tür, Schlüssel rasselten, die Tür wurde geöffnet, keine junge Dame bediente hier wie hinter allen anderen Schaltern der DB, sondern ein stämmiger Mann, er trat keineswegs zur Seite, sondern schaute uns wachsam an.“ Loest gibt der skurrilen Szenerie einen Dreh ins Absurde, denn jener Wilfried Neuker, den der Ich-Erzähler Wolfgang Wülff unters Bibliotheksdach begleitet, ist blind, sein Kumpel Wülff als Vorleser engagiert. „Hinter der Stirn des Wächters arbeitete es, ich vermutete, dass sich dort Überlegungen kreuzten: keine Bescheinigung, aber humanitäres Anliegen, unbefugte Augen sahen Schmutz, aber man war ja kein Bürokrat. ‚Sie können schon oben Platz nehmen.‘“

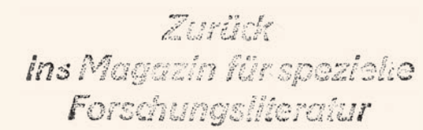
Oben also. Ein Setting zwischen Kafka und Grimms Märchen, das in den Jahren der DDR all jene Benutzer zu durchlaufen hatten, deren Leihschein mit dem Stempel „Sachgebiet für spezielle Forschungsliteratur/Nachweis des wissenschaftlichen Verwendungszwecks erforderlich“ zurückgekommen war – und die dann, dank ihres Institutsdirektors oder Betriebsleiters, in den Genuss eines „Giftscheins“ kamen, der, die Zustimmung des Generaldirektors der Bibliothek vorausgesetzt, zum Zugang des Sondermagazins berechtigte. Weckten schon die für Ort und Verfahren umgangssprachlich verwandten Begriffe Assoziationen an höchst gefährliche Stoffe, womöglich Kontaminationsgefahr, wurde dieser Eindruck, zumindest für empfindsame Gemüter, durch den langen Aufstieg in die geheime Kammer noch verstärkt: Über eine Treppe im Seitenflügel bis ins Obergeschoss, von dort weiter über eine Wendeltreppe, schließlich durch die schwere, an alte Bunkeranlagen erinnernde Metalltür. Dahinter: Ein schummriger, magazinartiger Raum, ein Bibliothekar, der Benutzerausweis, Gift- und Leihscheine kühl mustert und den Auserwählten dann in einen wenige Stufen höher gelegenen Raum führt, wo er ihm den Weg, mit großzügig bemessenem Abstand zu den drei, vier stumm über ihre Pulte gebeugten Mitlesern, an einen der rund 15 Arbeitsplätze weist. Wer zum ersten Mal hier sitzt, fühlt sich privilegiert, herausgehoben, aber auch auf subtile Weise eingeschüchtert und kontrolliert. In der warmen Luft tanzen Staubpartikel, nur raschelndes Papier und ein gelegentliches Räuspern sind zu hören. Vergeblich der klammheimliche Versuch, aus den Augenwinkeln zu erkennen, was an den Nachbartischen gelesen wird. Durch die hohen Fenster des auf drei Seiten verglasten Raums schweift der →

Blick gedankenverloren über den Leipziger Osten; die Kuppel der Russischen Kirche glänzt golden. Wie aus dem Nichts steht der hagere, bebrillte Bibliothekar plötzlich am Platz und legt, sorgsam und noch immer wortlos, das bestellte Gift ab.

Laut ihres Gründungsbeschlusses von 1912 verstand sich die Deutsche Bücherei als „Gesamtarchiv des deutschsprachigen Schrifttums“, in ihrem Bestandsaufbau nicht inhaltlicher Relevanz, sondern der Vollständigkeit aller Medien ihres deutschen Sammelgebietes verpflichtet. Dass „aus kulturellen und politischen Gründen“ auch verbotene Bücher zu sammeln seien, war bereits im ersten Tätigkeitsbericht der seit Anfang 1913 arbeitenden Bibliothek festgehalten.
Dabei empfahl sich die Bibliothek, deren angestrebte Vollständigkeit von keiner anderen erreicht wurde, schon früh als Ort für staatstragende Aufgaben: Im Sommer 1916 zog das Buchprüfungsamt Ober Ost in den Neubau am Deutschen Platz; die Zensurstelle entschied mit darüber, welche Werke zur Einfuhr ins deutsch besetzte Westrussland freigegeben wurden. Einer der bis Herbst 1918 dort beschäftigten Lektoren war der Kriegsfreiwillige Victor Klemperer, der schon bald nüchtern konstatiert: „Verbote und Freigaben kamen so ordentlich aus mir heraus, wie Schokolade und gebrannte Mandeln aus einem Automaten.“

Neben den im Ersten Weltkrieg von der Militärzensur indizierten oder aus dem Handel zurückgezogenen Werken ging es in Leipzig vor allem um die Beschaffung und Aufbewahrung „der nach § 41 StGB unbrauchbar zu machenden Druckschriften“. Für Bibliothekare und Justizbehörden wie die Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder, Schriften und Inserate, kurz „Polunbi“, schien die zentrale Sammlung gleichermaßen verlockend. Als Egon Erwin Kisch diese Sammlungen der Deutschen Bücherei, die er ein „anatomisch-pathologisches Museum der Literatur“ nannte, besuchte, fand sich in den Giftschränken vor allem zweierlei: „Politik und Erotik, und innerhalb jeder der beiden Gruppen zwei Kategorien: Schundliteratur und wissenschaftliche Forschung.“ Das Spektrum reichte von illegalen spartakistischen Flugschriften bis zu de Sade oder Sacher-Masoch. „Allzu tief ist die Hölle nicht, die das letzte Jahrdutzend geschaufelt hat“, resümierte der rasende Reporter; viele Bücher und Büchlein des „Leipziger Orkus“ seien nicht einmal in Deutschland gedruckt. Für Kisch ein deutliches Indiz dafür, „dass das verbotene Buch dort am üppigsten wuchert, wo die strengste Zensur den Dünger liefert“. Eine prophetische Ahnung: Nur sieben Jahre später war er selbst ins Exil getrieben worden, seine Bücher brannten auf den Scheiterhaufen der Nazis.

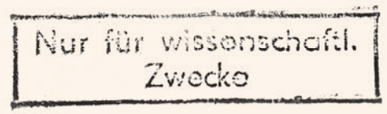
Das Haus am Deutschen Platz, per Verordnung Hitlers in den Zuständigkeitsbereich des Propagandaministeriums gewechselt, konnte seine Stellung als führende Nationalbibliothek in den Jahren ab 1933 weiter ausbauen. Seine bedeutend verbesserten bibliothekarischen wie bibliografischen Standards machten es auch zum Instrument der Zensurpolitik staatlicher und parteiamtlicher Schrifttumsstellen. Man wandelte auf schmalem Grat: Zwar erließ Goebbels 1936 das Verbot der bibliografischen Erfassung verfemter Literatur, wozu auch alle im Exil veröffentlichten deutschsprachigen Bücher zählten. Die Deutsche Bücherei fertigte allerdings ab 1937 die sogenannten „Listen der in der Deutschen Bücherei unter Verschluss gestellten Druckschriften“ an und führte auch die Sammlung dieser Titel, gestützt auf ihren Gründungsauftrag, fort. Nach dem Krieg halfen die penibel geführten Listen, die Lücken der „Deutschen Nationalbibliographie“ zu schließen. Ein Sieg der Sekundärtugenden? Bis der braune Spuk vorbei war, profitierten Gestapo und SD (Sicherheitsdienst der SS) vom professionellen Recherche-Fleiß: Sie konnten ihre Verbote aktuell halten.



Den Grundstock für die zu DDR-Zeiten in Sondermagazinen sekretierten Bücher bildete, neben Teilen der schon von Kisch beschriebenen „klandestinen Bibliothek“, eine „Liste der auszusondernden Literatur“, die 1946 auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) und des Alliierten Kontrollrats von der Deutschen Bücherei erstellt und von der damaligen Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung herausgegeben wurde. Auf Grundlage der mehrfach ergänzten Aufstellung, die mehr als 35.000 Titel umfasste, wurden Bibliotheken und Buchhandlungen in der sowjetisch besetzten Zone „gesäubert“. Die Leipziger Deutsche Bücherei und die Staatsbibliothek zu Berlin durften, vom restlichen Bestand gesondert, jeweils ein Exemplar zu „Forschungszwecken“ aufbewahren. Der Bestand in der Deutschen Bücherei setzte sich dabei aus drei Gruppen zusammen: erstens pornografische Literatur/Erotica sowie aus Bestandsschutzgründen sekretierte Titel, zweitens Schriften nationalsozialistischen und/oder militaristischen Inhalts, drittens politische Literatur, die sich in damaliger Lesart gegen die DDR und die regierende SED richtete. Hier standen Zugänge aus der Bundesrepublik, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz unter besonderer Beobachtung. Genaue schriftliche Anweisungen von höherer Stelle gab es nicht. Es blieb – wie so oft in solchen Fällen – dem Personal vorbehalten, die wechselnden politischen Großwetterlagen zu antizipieren.

Eine Vorauswahl der möglicherweise auszusondernden Bücher erfolgte bei der täglichen Durchsicht der Zugänge. Während das Gros anstandslos passierte, musste, was vermeintlich Anstoß erregen konnte, beim Chef der Erwerbungsabteilung oder seiner Vertretung vorgelegt werden. Dissidenten, Renegaten, DDR-Autoren, die das Land verlassen hatten, im Westen publizierten oder auf andere Weise in Ungnade gefallen waren, tauchten mit ihren Werken in der Regel nicht im freien Bestand auf. Ein Schicksal, das wenige Jahre nach dem Erscheinen von Erich Loests „Es geht seinen Gang“ auch dessen Büchern bestimmt war. Im Zweifelsfall entschied man vorsichtig, denn auch die Kontrolleure wurden kontrolliert: Jene Mitarbeiter, welche die Katalogeinträge für sekretierte Titel vornahmen, verrichteten, obzwar politisch zuverlässig, ihren Dienst nicht in der bibliografischen Abteilung, sondern, streng getrennt von den Kollegen, im „Giftturm“. Regelmäßig kamen Mitarbeiter der Staatssicherheit zu Testbestellungen ins Haus. „Wenn die etwas bekamen, das sie ihrer Meinung nach nicht bekommen sollten, standen sie ziemlich schnell mit dem entsprechenden Buch beim Generaldirektor“, erinnert sich Jörg Räuber, heutiger Leiter der Abteilung Benutzung, Archivierung und Bestandserhaltung in der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig, der bereits in den 1970er-Jahren als junger Bibliothekar in der Leipziger Erwerbungsabteilung beschäftigt war. Nicht selten nahm das „Aschenputtelspiel“, so Räuber, absurde Züge an: Stefan Heyms „Nachruf“, 1988 bei C. Bertelsmann in München erschienen, habe man „dem Erwerbungschef förmlich aus den Händen reißen müssen“. „Unserer Meinung nach gehörte das Buch in die Handbibliothek der Exil-Literatur.“ Die Luchterhand-Ausgabe von Christa Wolfs Frankfurter Poetik-Vorlesungen (1983), in der DDR zeitgleich bei Aufbau mit Auslassungen erschienen, befand sich in der Deutschen Bücherei im jedermann zugänglichen Bestand.

Zu Recht wandten sich deshalb ehemalige leitende Mitarbeiter wie Gottfried Rost, in den Nachwendejahren ständiger Vertreter des Generaldirektors der Deutschen Bücherei, gegen die weitverbreitete Annahme, „dass die DB ein riesiger Geheimschrank für westliche Literatur gewesen sei“. Dass zwischen Mauerbau und Wendeherbst allein 1.972.535 Neuzugänge an westdeutscher Literatur in Leipzig eintrafen, das Gros öffentlich zugänglich, weise der Deutschen Bücherei eine zentrale Funktion im innerdeutschen Literaturaustausch zu. Eine Sicht, die auch der Buchhistoriker und Verleger Mark Lehmstedt teilt: „Generationen von Studenten, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Professoren haben sie nach 1945 als die vielleicht weltweit beste Universitätsbibliothek benutzt (oder, aus der Sicht der dortigen Bibliothekare: missbraucht).“ Rund eine halbe Million Bestellscheine wurden pro Jahr in der Ortsleihe gezählt. Nach Leipzig kam man indes aus allen Gegenden der DDR, nicht zuletzt deshalb, weil hier viele westliche Bücher zugänglich blieben, die andere Bibliotheken längst separiert hatten. Nicht von ungefähr: Die kostenlose Belieferung aus der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz, immerhin Bücher im Wert von rund fünf Millionen D-Mark pro Jahr, die die ewig klamme DDR nie hätte bezahlen können, wirkte als subtiles Korrektiv gegen jene, die den Giftturm lieber schneller gefüllt hätten. Denn westdeutsche Verleger haben durchaus mit dem Stopp der kostenlosen Belieferung gedroht, wenn Titelaufnahmen aus ideologischen Gründen nicht korrekt erfolgten. Auch ein großzügigeres „Wegsperren“ nicht gewünschter Literatur wurde durchaus registriert und hätte zu Sanktionen führen können.



Neben der offiziellen Ausleihe gab es zudem die illegale – durch Mitarbeiter des Hauses. „Zwischen der Ankunft der Verlagssendungen bis zur Inventarisierung der Bücher verging im Schnitt eine Woche“, erinnert sich Jörg Räuber. „In dieser Zeit konnte man relativ unkontrolliert lesen – oder in den Pausen einen Gedichtband von Reiner Kunze abschreiben“. Riskant lebte, wer Bücher aus dem Haus schmuggelte. Dem Schriftsteller Siegmar Faust, Anfang der 1970er-Jahre als Nachtpförtner „mit beschränkten Befugnissen“ in der Bibliothek angestellt, wurde ein Fischer-Taschenbuch mit Solschenizyns „Krebsstation“ zum Verhängnis; er landete in Stasi-Haft. Die Deutsche Bücherei war ein „Loch in der Mauer“ – für die einfachen Benutzer ebenso wie für staatliche und Parteidienststellen, die vom Status der Bibliothek als „Gesamtarchiv“ profitierten. „Die besten ‚Kunden’ im Giftturm“, meint Jörg Räuber lakonisch, „waren die SED-Leitung und die Staatssicherheit“.

Nach der Wende von 1989 gingen jene Bücher, die aus politischen Gründen der „Sperrliteratur“ zugeschlagen worden waren – rund 100.000 Bände – in den frei zugänglichen Bestand über. Wer ältere Ausgaben von Biermann, Uwe Johnson oder Reiner Kunzes „Wunderbare Jahre“ aufmerksam mustert, wird auf der Rückseite des Titelblatts unter der mit Bleistift notierten Signatur ein winziges Dreieck finden – letzte Spuren des „Sachgebiets für spezielle Forschungsliteratur“. Die roten Dreiecke auf den Einbänden wurden größtenteils entfernt. Nur Klebstoffreste erinnern an sie. Die nun regulär ausleihbaren Titel wurden aus ihrer separierten Aufstellung schließlich in die allgemeinen Magazinbereiche der Deutschen Nationalbibliothek überführt, als diese ab 2011 im vierten Erweiterungsbau in Betrieb genommen wurden. Werden Nutzungsbeschränkungen heute auferlegt, so zumeist unter Verweis auf den Bestandsschutz oder für Bücher, die wie Maxim Billers Roman „Esra“ zivilrechtlich inkriminiert sind. Der Leseraum, in dem Wolfgang Wülff, Wilfried Neuker und unzählige andere Leser unter fürsorglicher Beobachtung und in homöopathischen Dosen vom literarischen Gift kosteten, diente bis Anfang der Nullerjahre – und inzwischen im originalgetreuen Zustand des Gründungsbaus als Rotunde neu errichtet – als Multimedia-Raum. Heute treffen sich die Mitarbeiter des Hauses hier gelegentlich zu Besprechungen, Weiterbildungen und Yoga-Kursen. Der Halbrundblick über Leipzig-Stötteritz ist unverändert großartig.

BRAMARBASIEREN

Wer ich einst geworden sein werde: In dieser Kolumne erklärt Dietmar Wischmeyer, warum Sprache im Futur Zwei einen Denkraum eröffnet.

Eine der weitverbreitetsten – um mit einer falschen Superlativbildung gleich zu zeigen, wo´s hier langgeht – Ansichten ist die von der Sprache als Mittel der Verständigung. Das selbstreferentielle Geplapper des Mitmenschen nebenan straft diese Ansicht allerdings Lügen. Sprache dient ihm (und natürlich auch mir) sich der eigenen Existenz dauerhaft und ständig neu zu versichern. Die Lenzpumpen seines Mundwerks entleeren in einem fort die Bilge der Ich-Identität und husten den ganzen Modder an die Oberfläche. Der besteht aus Klischees, Vorurteilen und vor allem Heldengeschichten aus der Arbeitswelt und den Zumutungen der StVO („Ich mit 120, steht da plötzlich ein Schild 50 ...“).

Durch regelmäßiges Aufsagen der immer gleichen Plots verschafft sich das Ich ein Trägheitsmoment, das es fortdauernd und stabil um die eigene Achse rotieren lässt. Hier wird sich nicht in der Sprache verständigt – nicht mal mit sich selbst, gedacht noch viel weniger –, sie dient hier der sich kontinuierlich zementierenden Autosuggestion – immerhin. Sprache als pure Verständigung ist der Morsefunk. Und die geht so: Man beginnt damit, sich der Funktion der Trägerwelle zu versichern, in Menschensprache übersetzt etwa „blablablablabla...“. Dann folgt die Anfrage an den Adressaten, ob er überhaupt empfangsbereit sei; übersetzt etwa „Möchtest Du das hören, was ich Dir zu sagen habe?“. Erst wenn der Angefunkte sich durch eigene Entscheidung in das „Gespräch“ begibt, findet es überhaupt statt – für mich die höflichste Form der Kommunikation, die der Mensch je erdacht hat. Würden wir im Alltag auch so miteinander umgehen, fänden wohl 90 Prozent aller Zutextungen gar nicht erst statt, weil auf die Frage „Möchtest Du das hören ...“ blitzartig ein „Nein“ des Angesprochenen folgte. Millionen Identitäts-Konstrukte würden in sich zusammenfallen, da das pausenlose Bramarbasieren sie nicht stabilisierte.

Abgeschliffen und verhunzt im Alltag wie sie ist, mag man kaum noch glauben, dass in der vielfach Geschändeten noch Neues gedacht werden könnte – aber wo sonst, etwas Besseres haben wir ja nicht! Wenn wir die Welt – als sei das ihr eingeboren – in Subjekt und Objekt einteilen, die durch das Prädikat in ein Herrschaftsverhältnis des Handelnden und Behandelten gezwungen werden, so ist das eine so fundamentale Sicht der Dinge, dass sich unser Gehirn mit all seinen Windungen dagegen sträubt, es anders zu sehen. Die Welt, die uns die Sprache vorgaukelt, ist die der Kausalzusammenhänge und unabänderlichen Folgeerscheinungen („Rauchen lässt Ihre Haut altern.“). Wir sind insofern mehr ihr Gefangener als ihr Gebieter und die Redewendung von „der Sprache, die man beherrscht“, ist der reine (neudeutsch „reinste“!) Hohn.

Doch ohne Sprache, ohne ihre ordnende Grammatik ist jede höhere Interpretation der Welt wenig wahrscheinlich. Beim Sprechen ist man selbst der erste Angesprochene und weiß erst dadurch, was man eigentlich meint. Der Mensch nimmt sich selbst wahr als Mensch, weil und wenn er spricht – auch und gerade ständig mit sich selbst. Seine Sprache ist die Welt, die ihn beschränkt, und zugleich das Fenster, durch das er auf sie schaut. Deshalb ist dieser Text so redundant wie alles, was über Sprache in ihr geäußert werden kann, und man muss jetzt auch nicht mehr weiterlesen. Blablablabla...

Nur noch eines: Ich möchte meiner Autobiografie, die ich nicht schreibe, folgenden Titel geben: „Wer ich einst geworden sein werde“. Das Futur Zwei als Prognose eines abgeschlossenen Prozesses – in diesem Falle meines Lebens – aus der Perspektive der Gegenwart gibt der larmoyanten Selbstfindung ja erst den richtigen Drall. Wobei die Zukunftsperspektive ja nur extrapoliert ist aus den Daten dessen, was bisher als bekannt geglaubt wird. Kurz gesagt: das Ich, das erzählt, gibt es noch gar nicht, sondern wird erst durch das Erzählte konstruiert, weiß also bei Beginn des Erzählens noch gar nicht, wer es sein wird, wenn es an den Punkt gelangt, von dem aus es sich jetzt schon als Erzählung konstruiert. Oder so ähnlich ...

Hier feiert die Sprache sich eindeutig selbst, eröffnet einen Denkraum, der weit über das selbstreferentielle Geplapper des Alltags hinausgeht, nur weil ein Satz des Futur Zwei sich im Hirn verselbständigt hat. So ist die Sprache: wehe, wenn sie losgelassen! QVJ Over and Out!

DIETMAR WISCHMEYER. Geboren 1957 in Melle-Oberholsten. Autor, Kolumnist und Satiriker – und seit Februar 2012 Moderator der Rubrik „History ohne Prof. Dr. Guido Knopp“ in der ZDF-Satiresendung heute-show.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Informationswissenschaft

www.b-i-t-online.de

MAUERFALL UND **DEUTSCHE EINHEIT**

Der dritte Teil der Reihe „Die Geschichte der Deutschen Nationalbibliothek“ behandelt die Wendejahre. Der damalige Generaldirektor der Deutschen Bibliothek Prof. Klaus-Dieter Lehmann über einen geglückten Fall von deutscher Einheit.

INTERVIEW: CHRISTOPH LINKS

Nach der konfliktreichen Zeit der deutsch-deutschen Teilung, die zwei große nationale Bibliotheken in Leipzig und Frankfurt am Main zur Folge hatte, stand mit dem Fall der Mauer die große Frage, wie damit in einem vereinigten Deutschland umgegangen werden soll. Prof. Lehmann, Sie waren seit 1988 Generaldirektor der Deutschen Bibliothek in Frankfurt. Wie tief waren die Gräben? Haben Sie vermintes Terrain vorgefunden oder eher die Bereitschaft zur Kooperation?
Die alten Kämpfe waren weitgehend geschlagen. Beide Bibliotheken hatten die Aufgabe, die Literatur aus dem gesamten deutschsprachigen Kulturraum zu sammeln. Das haben sie bei aller Konkurrenz getan. Belegexemplare der Verlage gingen über die Grenzen hinweg, jeder wollte auf der anderen Seite auch wahrgenommen werden. In den beiden großen Bibliotheken waren zum Glück in erster Linie Fachleute am Werk, die sich politisch nicht so vereinnahmen ließen, wie das jeweils erwartet wurde. Das Professionelle war letztlich stärker als die politische Vorschrift. Deshalb hielt man auch immer am deutschen Sprachraum als Sammelauftrag fest. Während in den 1950er- und 1960er-Jahren die Kooperation noch sehr schwierig verlief, änderte sich das nach dem Grundlagenvertrag zwischen den beiden deutschen Staaten 1972 und der Unterzeichnung der Helsinki-Akte 1975 über die europäische Zusammenarbeit. Die DDR benutzte die Deutsche Bücherei jetzt als Aushängeschild für ihre internationale Offenheit. Eine sinnvolle Zusammenarbeit gab es fortan beispielsweise bei der Standardisierung der Titelaufnahmen, bei der Kataloggestaltung, da dies ein internationales Vorhaben unter Einbeziehung Österreichs war und somit kein beargwöhntes rein deutsch-deutsches Projekt. Spürbar leichter wurde es dann nach der Unterzeichnung des zehn Jahre lang verhandelten Kulturabkommens zwischen der DDR und der Bundesrepublik im Jahre 1986. Nun waren sogar gegenseitige Buchausstellungen außerhalb der Messen möglich.

Wie sahen konkret Ihre ersten Begegnungen mit den Leipziger Kollegen aus?
Meine erste Reise außerhalb der Bundesrepublik führte mich 1988 unverzüglich nach Leipzig. Das war für mich →

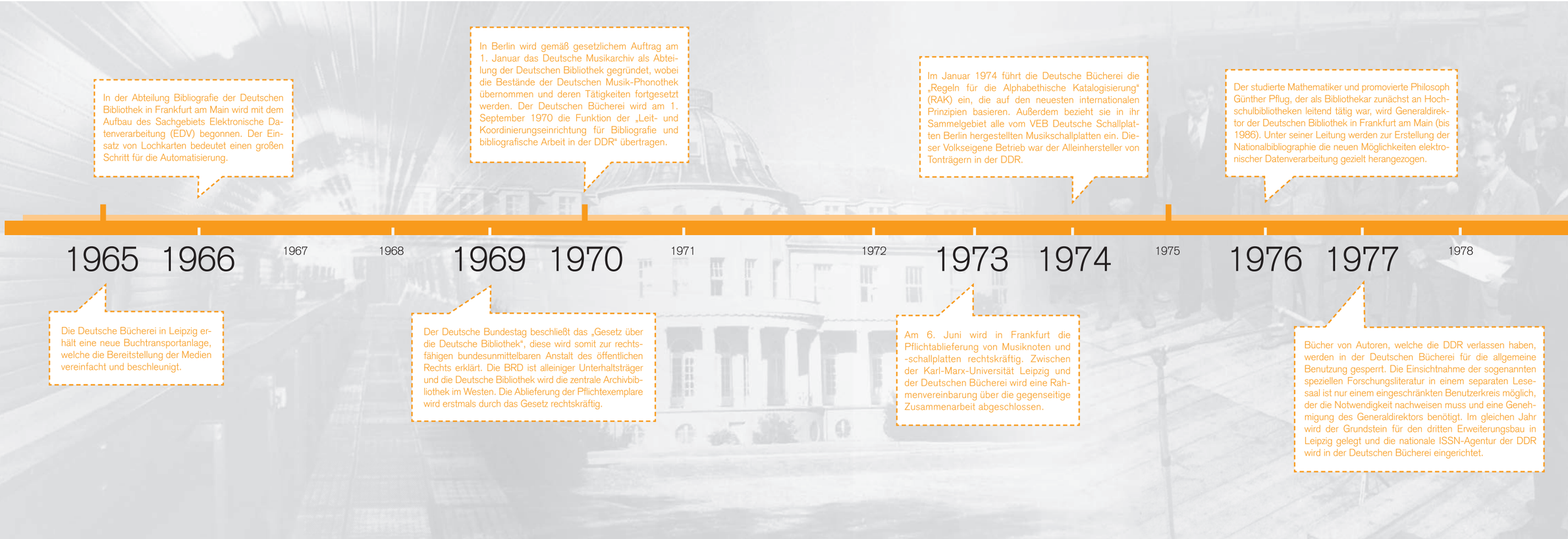
kein fremder Ort, denn meine Familie, die ursprünglich aus Breslau stammte, war auf beide deutsche Staaten aufgeteilt. Onkel, Tanten und Cousinen von mir lebten in Leipzig, ich war daher wiederholt aus privaten Gründen dort gewesen. An die erste Besprechung mit Direktor Helmut Rötzsch und dem gesamten höheren Dienst der Deutschen Bücherei erinnere ich mich noch sehr genau. Wir haben damals – bedingt durch die günstige politische Großwetterlage – die Einrichtung gemeinsamer Arbeitsgruppen vereinbart, wovon sich beispielsweise eine mit der Verbesserung bei den Einträgen der Nationalbibliografie beschäftigte, hier insbesondere mit der Sacherschließung. Es war ein offener Gedankenaustausch ohne gegenseitige Belehrungsversuche, eine richtig gute Arbeitsatmosphäre. Beide Seiten gingen von der Benutzerperspektive aus, wir wollten unseren jeweiligen Nutzern einen bestmöglichen und vollständigen Nachweis der Literaturproduktion unterbreiten. Natürlich wusste ich um die Benutzungsbeschränkungen, aber schon der Nachweis der westdeutschen Literatur war in meinen Augen ein Gewinn. In der Folgezeit gab es dann gegenseitige Besuche auf den Fachebenen, sodass wir uns schon kannten, als die Mauer fiel.

Sie haben noch Ende 1989 die Initiative ergriffen und ein gemeinsames Treffen der Führungskräfte für Januar 1990 verabredet. Es fand im Thüringer Schlosshotel Reinhardsbrunn statt. Worum ging es da?
Das Beste ist immer, selbst zu handeln, die eigenen Dinge zu ordnen, bevor es Eingriffe von außen gibt. Das sahen beide Seiten so, weshalb wir uns zügig auf drei Eckpunkte verständigen konnten. Erstens: Beide Bibliotheken sollten erhalten werden, eine Abwicklung einer Seite kam für uns nicht in Frage. Das ging natürlich nur, wenn wir zweitens eine rationelle Arbeitsteilung hinbekämen, also Doppelarbeiten vermieden wurden. Und drittens mussten wir die Verleger dazu bekommen, künftig zwei kostenlose Belegexemplare abzuliefern, obwohl das geltende Gesetz der Bundesrepublik nur eins vorsah. Wir haben zugleich auch konkrete Schritte des Vorgehens verabredet. Zunächst wurde im Frühjahr auf den Buchhändlertagen in Wiesbaden das Projekt vorgestellt, wo es die volle Unterstützung des Börsenvereins für den Deutschen Buchhandel bekam. Derart gestärkt, machten wir uns an die Ausarbeitung der Aufgabenteilung. Die Regionen wurden untereinander so aufgeteilt, dass Erwerbung und Erschließung nur einmal für beide Standorte geleistet werden musste. Außerdem wurden jeweils Schwerpunktfunktionen übertragen. So ist Frankfurt beispielsweise für die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnik zuständig und kümmert sich um die Nationalbibliografie, während in Leipzig das Zentrum der Buchrestaurierung und das Deutsche Buch- und Schriftmuseum eine einzigartige Position haben. Der deutschen Exilliteratur wird an beiden Standorten die nötige Aufmerksamkeit gewidmet. Bis zur Sommerpause hatten wir das genaue Konzept stehen und sind damit nach Bonn gefahren, wo es den Segen der Politik erhielt. Unser frühes gemeinsames Handeln hat dazu geführt, dass die vorgeschlagenen Regelungen nahezu komplett in den Einigungsvertrag aufgenommen worden sind. Meine Erfahrung daraus ist: Wenn Fachleute sich einig sind und ein vernünftiges Konzept vorlegen, haben sie auch politisch eine Chance.

Wenn Fachleute sich einig sind und ein vernünftiges Konzept vorlegen, haben sie auch politisch eine Chance.

In der Tat. Am 3. Oktober 1990 war die vereinigte Deutsche Bibliothek an zwei Standorten handlungsfähig. Ist eine solche Aufteilung eigentlich ungewöhnlich?
Keinesfalls. Es gibt zahlreiche Länder, die die Ablieferung von mehreren Pflichtexemplaren kennen, zum Teil bis zu sieben, und es gibt Länder, die auch über mehrere Standorte verfügen, wie zum Beispiel Italien.

Auch wenn es insgesamt gewiss eine geglückte Vereinigung war – man denke nur an die jahrelangen Querelen bei den Schriftstellerverbänden und Akademien oder die schwierige Zusammenführung der beiden Berliner Staatsbibliotheken – gab es ja auch manche Reibungspunkte, ging es nicht ohne Entlassungen ab.
Natürlich gab es mentale Unterschiede und auch unterschiedliche Entwicklungsniveaus in technischer Hinsicht. In Leipzig herrschte große Unsicherheit über die zukünftige Existenz. Daher legte ich Wert auf große Betriebsversammlungen, wo ich mich allen Fragen gestellt und die weiteren Schritte erläutert habe. Wir haben auch ein großes Bibliotheksfest in Thüringen organsiert, bei dem sich beide Belegschaften kennenlernen konnten, bis hin zum Kabarett und zum Fußballspielen. Aber trotz allem gab es auch einen Überbestand an Personal in Leipzig, das bei effektiver, computergestützter Arbeit so nicht mehr gebraucht wurde und gegenüber dem Steuerzahler nicht zu rechtfertigen war. Hier habe ich aber nach harten Verhandlungen erreichen →



können, dass der Abbau über fünf Jahre verteilt geschehen konnte, sodass mehrheitlich sozialverträgliche Lösungen gefunden wurden, etwa über Vorruhestandsregelungen. Daneben stand das Problem der Tätigkeit für die Staatssicherheit. Wer dies in seinem Personalfragebogen verschwiegen hatte und von dem dann eine eindeutige Verpflichtungserklärung auftauchte, ist entlassen worden. Doch zum Glück gab es davon nicht sehr viele Fälle.

Eingerichtet worden ist damals auch die Funktion des Ständigen Vertreters des Generaldirektors am Leipziger Standort. In den Jahren von 1990 bis 1995 war das Gottfried Rost, heute ist es Michael Fernau. Wie gestaltete sich diese Zusammenarbeit?
Herr Rost stammt aus der Deutschen Bücherei in Leipzig. Er war ein ausgezeichneter, von den Kollegen geschätzter Fachmann, der zu DDR-Zeiten in der Kirche und nicht in der SED engagiert war. Er war quasi ein Fachmann erster Klasse und ein DDR-Bürger zweiter Klasse. Mit ihm hatte ich eine wunderbare Zusammenarbeit, er war ein Glücksfall für das Zusammenwachsen unserer beiden Einrichtungen. Jedes Haus hat sein eigenes Profil in der Zwischenzeit weiter ausprägen können. Dazu gehört auch das wunderbare Buch- und Schriftmuseum, das eigentlich abgewickelt werden sollte, da es ja nicht im bundesdeutschen Gesetz über die Deutsche Bibliothek stand. Alles Reden half anfangs nichts. Dann haben wir ein Expertenteam aus sieben externen Gutachtern berufen, das eine Denkschrift zum Thema verfasst hat. Damit konnten wir erst den Verwaltungsrat und dann auch die Haushälter und Politiker überzeugen. Jetzt, nach der Eröffnung des Neubaus, sind alle stolz darauf.

Jedes Haus hat sein eigenes Profil in der Zwischenzeit weiter ausprägen können.

Nach so viel Erfolgen, zumal nach Vollendung des großen Neubaus in Frankfurt 1997, hätten Sie doch eigentlich weiteren glücklichen Jahren in Ihrer Funktion als Generaldirektor entgegensehen können. Warum sind Sie 1998 dann aber gegangen?
Ich bin ein unruhiger Mensch und nicht geeignet, mich auf Lorbeeren auszuruhen. Da lockte mich das Berliner Vereinigungsprojekt. Dort galt es, bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz die Museen, Archive und Bibliotheken beider Teile der Stadt zusammenzuführen. Dafür hatte ich inzwischen genügend Erfahrungen gesammelt. Und nach weiteren zehn Jahren bin ich dann wieder einer neuen Herausforderung gefolgt und kümmere mich heute als Präsident des Goethe-Instituts um auswärtige Kulturpolitik. Bei jeder dieser Arbeiten waren mir die Erfahrungen aus dem unmittelbaren Prozess der deutschen Einheit wichtig und nützlich.

PROF. DR. KLAUS-DIETER LEHMANN

Der Bibliothekswissenschaftler leitete über viele Jahre die Stadt- und Universitätsbibliothek in Frankfurt am Main, bevor er 1988 Generaldirektor der Deutschen Bibliothek wurde. Nach der Wiedervereinigung führte er beide Bibliotheken in Frankfurt und Leipzig zusammen. 1998 erfolgte der Ruf nach Berlin als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Seit 2008 ist Lehmann Präsident des Goethe-Instituts.

Das Interview führte der Berliner Verleger, Buchautor und Herausgeber Dr. Christoph Links.

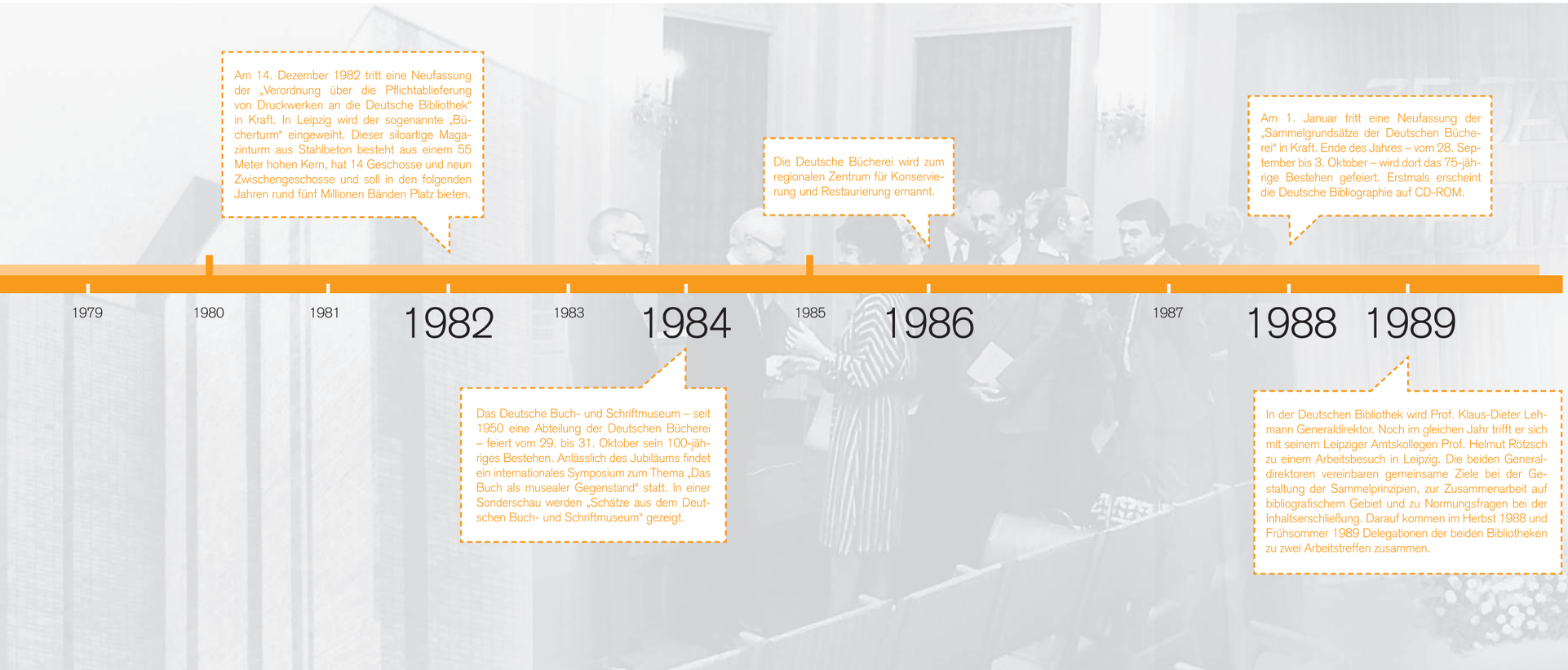
Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik über die Herstellung der Einheit Deutschlands (Einigungsvertrag) vom 31. August 1990

Änderung des Gesetzes über die Deutsche Bibliothek vom 31. März 1969 (Auszug, BGBl. I S. 265)

§ 1
Die zentrale Archivbibliothek und das nationalbibliographische Zentrum der Bundesrepublik Deutschland wird als rechtsfähige bundesunmittelbare Anstalt des öffentlichen Rechts mit Sitz in Frankfurt am Main (Deutsche Bibliothek) und Leipzig (Deutsche Bücherei) errichtet. Der zuständige Bundesminister wird ermächtigt, den Namen der Anstalt des öffentlichen Rechts zu bestimmen.

§ 11 (2)
Der Generaldirektor und seine ständigen Vertreter in Frankfurt am Main und Leipzig werden auf Vorschlag des Verwaltungsrats vom Bundespräsidenten ernannt. Der zuständige Bundesminister wird ermächtigt, den Sitz des Generaldirektors zu bestimmen.

§ 18 (1)
Von jedem Druckwerk gemäß § 3, das im Geltungsbereich dieses Gesetzes verlegt oder, soweit es sich um Tonträger handelt, hergestellt wird, ist je ein Stück (Pflichtstück) an die Deutsche Bibliothek und die Deutsche Bücherei abzuliefern.



In der nächsten Ausgabe: Gegenwart und Zukunft. Generaldirektorin Dr. Elisabeth Niggemann über aktuelle Projekte, neue Wege und künftige Herausforderungen der Deutschen Nationalbibliothek.

GESTRANDETE **ERINNERUNGEN**

Von 1933 bis 1945 sind hunderttausende Menschen aus Deutschland geflohen. Das Deutsche Exilarchiv trägt Spuren dieser Lebenswege zusammen, bewahrt sie und macht sie zugänglich – bald auch in einer Ausstellung und in einem Netzwerk „Künste im Exil“.

TEXT: CHRISTIAN SÄLZER FOTO: STEPHAN JOCKEL

Der gleiche Name, immer und immer wieder. Über einige Regalmeter stapeln sich in den Magazinsälen mehr als 100 Archivboxen, die allesamt mit „Ernst Loewy“ gekennzeichnet sind. In ihnen finden sich Spuren eines Lebens, das 1920 in Krefeld begann. Zeugnisse von 1935, die dem jungen Schüler in „Leibesübungen“ ein ‚mangelhaft‘ und in „Hebräisch lesen“ ein ‚sehr gut‘ attestieren, die Broschüre einer Dampferlinie nach Palästina, Fotos, die den 16-Jährigen auf der Überfahrt von Triest nach Haifa zeigen, ein Einwanderungszertifikat, Briefe an die Eltern in Deutschland, ein Dienstausweis der israelischen Armee, ein Exemplar einer 1945 in Tel Aviv erschienenen Exil-Zeitschrift mit einem Beitrag Loewys über den „Sowjetfilm“, eine Heiratsurkunde aus dem gleichen Jahr, ein Studienbuch aus Frankfurt am Main von 1960 bis 1963, die Urkunde einer Ehrendoktorwürde der Universität Osnabrück. Alles in allem mehrere Tausend Seiten Papier, die ein deutsches Schicksal bezeugen.

Der Nachlass Ernst Loewys gehört zu dem Bestand des Deutschen Exilarchivs 1933-1945 der Deutschen Nationalbibliothek. Hier kümmert man sich um die Erinnerung an Menschen, die in jenen Jahren Deutschland in alle Himmelsrichtungen verlassen haben – um ihr Leben zu retten, wieder unbehelligt arbeiten zu können, anderswo Sicherheit, Freiheit, Glück zu finden. Viele waren Juden, viele auch nicht. Es waren Künstler und Intellektuelle, Wissenschaftler und Beamte, Angestellte und Arbeiter, Männer, Frauen und kleine Kinder, die die Welt nicht mehr verstanden. Schätzungen zufolge sind seinerzeit rund 500.000 Menschen aufgebrochen, manche frühzeitig und gut geplant, andere auf den letzten Drücker und in größter Not. Ihre Schicksale zu rekonstruieren, zu bewahren und einsichtig zu machen – das ist die Aufgabe des Archivs.

Begonnen wurde die Sammlung von Dokumenten aus dem Exil bereits kurz nach der Nazi-Zeit. 1948 beschlossen exilierte Schriftsteller und Publizisten, unterstützt von dem Direktor der damaligen noch jungen Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main, Hanns W. Eppelsheimer, an dessen Einrichtung eine „Bibliothek der Emigrationsliteratur“ aufzubauen. Die heutige Leiterin des Archivs, Dr. Sylvia Asmus, betont: „Es war prägend für die Entwicklung der Sammlung, dass der Impuls maßgeblich von Emigranten selbst stammte.“ Beschränkte sich die Sammlung anfangs auf literarische Werke, erweiterte sich der Fokus im Laufe der Jahrzehnte: Mehr und mehr wurden sämtliche Publikationen der Emigranten archiviert, etwa auch wissenschaftliche Arbeiten. Seit den 1970er-Jahren gelten auch ungedruckte Zeugnisse von Exilorganisationen wie Manuskripte und Dokumente als archivierungswürdig. In den 1980er-Jahren kam ein weiterer Bereich hinzu: Seitdem interessiert sich das Archiv auch für persönliche Nachlässe mit Lebensdokumenten wie Briefen, Adress- und Tagebüchern oder Fotografien. Selbst einige Koffer gehören zum Bestand.

Parallel wurde die Frankfurter Sammlung auf stabile institutionelle Füße gestellt. Bahnbrechend war die Ausstellung „Exil-Literatur 1933-1945“ im Jahr 1965, mit der sie erstmals im größeren Rahmen an die Öffentlichkeit trat – eine Art Startschuss für eine intensive Exilforschung. 1969 schuf das Gesetz über die Deutsche Bibliothek die Voraussetzungen für den Ausbau der Sondersammlung zum heutigen Exilarchiv. Bestätigt und aktualisiert wurde dieser Status 2006 durch das Gesetz über die Deutsche Nationalbibliothek. Diesem zufolge ist die Sammlung und Erschließung der gedruckten und ungedruckten Zeugnisse der deutschsprachigen Emigration und des Exils der Jahre 1933 bis 1945 feste Aufgabe des Hauses. Diese erfüllt sie in zwei Sammlungen: der Sammlung Exil-Literatur in Leipzig und eben dem Deutschen Exilarchiv in Frankfurt am Main. Während die Geschichte die Menschen einst von Deutschland fortgetrieben hat und irgendwo auf der Welt stranden ließ, kümmert sich das Archiv darum, die verstreuten Erinnerungen einzusammeln und ihnen einen Ort zu geben.

Bücher, Briefe, Personalakten: Zeugnisse der Vergangenheit

Der Weg zu dem Archiv führt von der zentralen Ausleihe über eine Freitreppe hinab ins Sockelgeschoss. Der Eingang liegt etwas versteckt hinter dem Multimedialesesaal. Hier sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter damit beschäftigt, die Sammlung zu erweitern und Dokumente bibliografisch zu erschließen. In einem zu dem Archiv gehörigen Lesesaal können die Nutzerinnen und Nutzer, die aus aller Welt kommen, Einblicke in die Zeugnisse der Vergangenheit nehmen. Auf der anderen Seite des Flures verbergen sich hinter mächtigen Stahltüren zwei Magazinräume. Die Regale sind bis zur Decke prall gefüllt. „Laut der ursprünglichen Gebäudeplanung sollten diese beiden Räume ausreichend sein“, erzählt Asmus. Das sind sie schon lange nicht mehr, weswegen große Teile des Bestandes in den Magazinsälen in den Untergeschossen aufbewahrt werden.

Ingesamt hat das Deutsche Exilarchiv inzwischen mehr als 350.000 Einheiten erschlossen, archiviert ist eine ungleich höhere Anzahl: Auf der einen Seite Exilpublikationen, also Bücher und Broschüren, die von Emigranten verfasst wurden oder an denen sie mitgearbeitet haben, Produktionen von Exilverlagen, Tarnschriften, Flugblätter, Exilzeitungen und -zeitschriften sowie jüdische Periodika. Da letztere für die Forschung besonders interessant sind, wurden Teile innerhalb der Projekte „Exilpresse digital“ und „Jüdische Periodika“ digitalisiert. Auf der anderen Seite umfasst der Bestand sogenannte Archivalien. Hierzu zählen Archive – etwa von der Deutschen Akademie im Exil und dem Deutschen PEN-Club im Exil –, unveröffentlichte Niederschriften wie Manuskripte, Dokumente, Briefe, Fahrkarten, Rechnungen und Fotos. Insgesamt sind mehr als 270 Bestände zusammengetragen. Letztlich interessiert sich das Archiv für alle schriftlichen Hinterlassenschaften der damaligen Emigranten, die Einblicke in die Erfahrung des Exils vermitteln. „In diesem Zuschnitt ist unsere Sammlung sicherlich einzigartig“, betont Asmus. Da sind wissenschaftliche Arbeiten, die Sigmund Freud und →

Unter den Emigranten waren auch viele angesehene Künstler und Wissenschaftler. So umfasst der Bestand Veröffentlichungen von Albert Einstein, Lion Feuchtwanger, Sigmund Freud, Thomas Mann, Anna Seghers und Stefan Zweig.

Oben: Zum Nachlass von Eric Schaal, der im Exil in den USA zu einem erfolgreichen Kunst- und Künstlerfotografen wurde, gehören auch Tage- und Adressbücher.

Rechts: In ihrer Arbeit haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Archivs – hier Leiterin Dr. Sylvia Asmus – nicht nur mit Werken zu tun. Bei der Erschließung der Nachlässe sind sie unmittelbar mit Menschen und ihren Schicksalen konfrontiert.

Albert Einstein in den USA veröffentlicht haben; da sind Gutachten Thomas Manns zum Literarischen Preisausschreiben der Deutschen Akademie im Exil, da ist ein Briefwechsel seines Sohnes Klaus Mann mit Hubertus Prinz zu Löwenstein, in dem sie über die Zukunft Deutschlands streiten; da sind Dokumente, die belegen, dass Bertolt Brecht in den USA auf Stipendien angewiesen war, und Akten, die die mühsame Arbeit von Hilfsorganisationen dokumentieren.

Auch 67 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wächst der Bestand weiter. Mal bietet ein Antiquariatsbuchhändler ein Werk an, mal ersteigert das Archiv auf einer Auktion gezielt einen Nachlass. Viele Neuerwerbungen stammen aus Privatbesitz. Um an solche Dokumente heranzukommen, erfordert es einen langen Atem. Viele Jahre etwa war in den USA ein emeritierter Professor für das Frankfurter Archiv damit beschäftigt, Exil-Material ausfindig zu machen. Oft braucht es einfach auch Glück. Wer weiß schon, wo in den USA, den Niederlanden, der Türkei, Israel, Brasilien, Kenia oder China irgendwo auf einem Dachboden in einer verstaubten Truhe Briefe lagern, die ein Emigrant vor mehr als siebzig Jahren verfasst hat? Klar ist nur, dass viele Schätze noch nicht gehoben sind und es wohl auch nie werden.

Manche litten im neuen Zuhause, andere wurden schnell heimisch

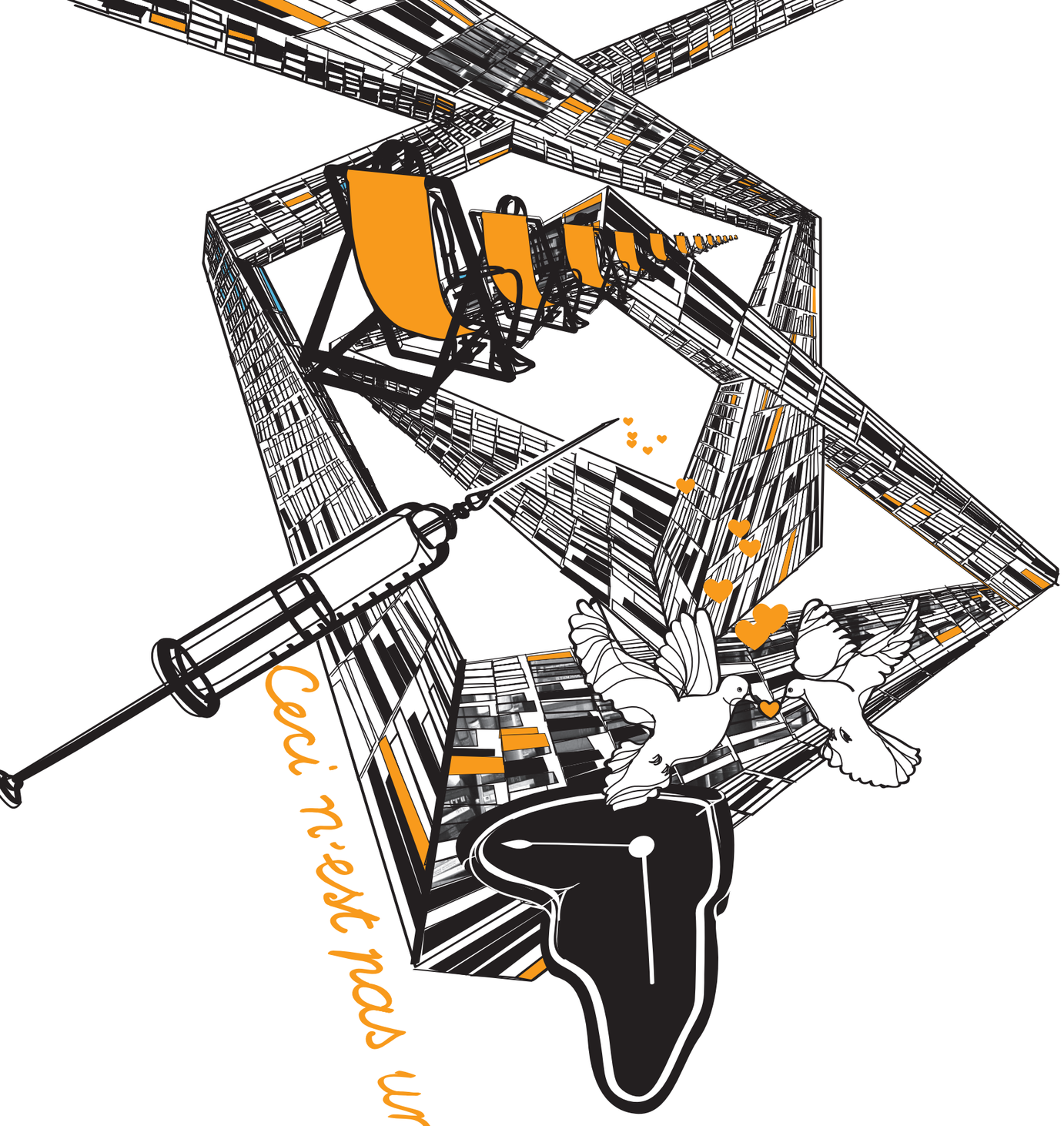
Über seinen eigentlichen Auftrag hinaus engagiert sich das Exilarchiv dafür, die kostbaren Erinnerungen nicht nur der Forschung zur Verfügung zu stellen, sondern auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Regelmäßig bringt es Publikationen heraus, organisiert Veranstaltungen und bespielt die Ausstellungsfläche im Eingangsbereich der Nationalbibliothek in Frankfurt am Main. Am 29. August ist es wieder soweit – mit einer besonderen Präsentation. Im Rahmen des Programms des Jubiläumsjahres der Deutschen Nationalbibliothek und in Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach werden unter dem Titel „Fremd bin ich den Menschen dort“ knapp zwanzig Biografien überwiegend unbekannter Emigranteninnen und Emigranten ausgestellt. Ihre Lebenswege sollen deutlich machen, wie unterschiedlich die Erfahrung des Exils gewesen ist: Manche litten im neuen Zuhause unter Fremdheit und sehnten sich zurück nach Deutschland, andere wurden am neuen Ort heimisch; einige erlebten einen sozialen Abstieg, andere machten Karriere. Viele brachen ihre Zelte so bald als möglich ab und kehrten zurück, andere wurden sesshaft und haben Deutschland nie wieder betreten. Deutlich wird auch, dass ihre Präsenz, so wie ihr Fortgang hierzulande Lücken gerissen hat, die Aufnahmeländer verändert und oftmals bereichert hat.

Ist all das heute überhaupt noch wichtig und interessant? Warum sich ein Krefelder Jugendlicher 1936 in Palästina einsam fühlte oder wie glücklich eine Wiener Rechtsanwältin in den USA wurde? Asmus erklärt es so: „Die Lebenswege dieser Menschen sind Teil unserer Geschichte, der zwar intensiv erforscht, aber in der öffentlichen Wahrnehmung zu wenig präsent ist.“ Eine Analyse von Schulgeschichtsbüchern habe kürzlich noch einmal belegt, dass das Thema Exil in der Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Jahren kaum vorkommt. Aus dem Land und aus dem Sinn? Verdeckt von den Schicksalen jener Millionen Menschen, die sich seinerzeit nicht ins Ausland retten konnten? Vielleicht. Darüber hinaus geht es für Asmus im Archiv um mehr als um Erinnerung. Ihr geht es um die Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart. „Es ist bekannt, dass wir in einer Welt der Migration leben. Und ich glaube, dass wir aus den Erfahrungen der Emigration von 1933 bis 1945, trotz der sehr besonderen Umstände jener Zeit, vieles für unseren heutigen Umgang mit Migration lernen können.“

Genau diesen Tenor hatte auch der offene Brief mit der Überschrift „Menschen fallen aus Deutschland“, den die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller im vergangenen Herbst an die Bundeskanzlerin adressiert hat und in dem sie ein Museum des Exils forderte. Der Ruf ist gehört worden. Im März hat Kulturstaatsminister Bernd Neumann die Gelder für den Aufbau eines virtuellen Museums mit dem Titel „Künste im Exil“ bewilligt. Das Deutsche Exilarchiv ist in enger Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach federführend beauftragt, eine zentrale Plattform zu erstellen, auf der an die Vertreibungsschicksale von Künstlerinnen und Künstlern in der Nazi-Zeit erinnert wird. Ergänzt werden sollen Berichte über spätere Exile, um so auch für die Situation heutiger Exilanten zu sensibilisieren. Bereits 2013 werden erste Module online gehen. Dieses verstärkte Engagement soll ein neues, breiteres Bewusstsein für das Exil schaffen und so auch aktiv gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit wirken.

Fast zeitgleich hat das Deutsche Exilarchiv eine weitere Anerkennung seiner Arbeit erfahren. In Kürze, so der Beschluss, wird mit der baulichen Erweiterung der Ausstellungsflächen in der Deutschen Nationalbibliothek begonnen. Mehr Platz für pädagogische Arbeit, mehr Raum für Ausstellungen und Veranstaltungen – und mehr Gelegenheit, Zeugnisse des Exils aus der Dunkelheit der Archivboxen zu holen.

AUSSTELLUNG „FREMD BIN ICH DEN MENSCHEN DORT“
30. AUGUST BIS 20. OKTOBER 2012
Ein Blick in die Sammlung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main (in Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach). Eröffnung: 29. August 2012, 19 Uhr mit Schirmherrin Herta Müller.



LEKTÜRE MIT **NEBENWIRKUNGEN**

Das Stichwort „Bibliothek 3.000“ und die Bitte nach einem Beitrag für das Jubiläumsmagazin. Diesmal: Eine Kurzgeschichte der Schriftstellerin Anne Spitzner über eine Bibliothek, in der Geschichten intravenös verabreicht werden.

ILLUSTRATIONEN: ANDREA RUHLAND

Der weite Raum weckt in mir das Gefühl von Verlorenheit. Es ist dunkel hier. Ich scheine die einzige zu sein, die sich zwischen den großen Regalen hin und her bewegt.
Erst auf den zweiten Blick erkennt man, dass in Lücken zwischen den Regalen viele bequeme Liegestühle stehen, auf denen Menschen sitzen und liegen, die Augen leer, nach innen gerichtet. Ihre Gesichter spiegeln alle möglichen Gefühle, von Verblüffung über Angst bis hin zu Ekstase.
Ich finde meinen Weg zu meinem Lieblingsplatz, einem Stuhl ganz hinten in der Bibliothek. Die Plätze links und rechts von mir sind leer. Ich breite meine mitgebrachte Decke über die Lehne, um mir den Platz zu sichern, und gehe dann die Regale entlang, auf der Suche nach meiner heutigen Geschichte.
Meistens, wenn ich hier bin, lasse ich mich spontan von einer Idee einfangen. Aber heute funktioniert es nicht. Den ganzen Tag bin ich schon in dieser merkwürdigen Stimmung, habe auf nichts Lust, fange tausend Sachen gleichzeitig an und bringe keine davon zu Ende.
Was soll es also heute sein? Kurz entschlossen kneife ich meine Augen zu, gehe zwei Schritte nach vorn und strecke die Hand nach einem der Regale aus.
Die Geschichte, auf die ich deute, würde mir unter normalen Umständen wahrscheinlich nicht gefallen. Aber ich habe es mir vorgenommen, ich werde heute wenigstens eine Sache durchziehen, und wenn es der Besuch in der Traumbibliothek ist. Also ziehe ich sie aus dem Regal und gehe damit zur Bibliothekarin. Sie lächelt mich an und hebt den Deckel von der Geschichte, die ich mir – mehr oder weniger – ausgesucht habe. „Heute etwas Romantisches für Sie?“
Ich zucke mit den Schultern. „Muss auch mal sein.“ Ich weiß genau, dass sie mich jetzt für eine dieser vertrockneten ältlichen Frauen hält, die ihren eigenen Traumprinzen verpasst haben und ihn deswegen in romantischen Geschichten anschmachten müssen. Ich bemühe mich, so zu tun, als sei es mir egal, aber ich täusche nicht einmal mich selbst.
Trotzdem tappe ich der Bibliothekarin voraus zu dem Platz, den ich mir vorhin ausgesucht habe, lege mich auf das Handtuch und schließe die Augen. Den Rest erledigt sie. Ganz kurz spüre ich ein Pieksen in meiner linken Armbeuge, wo sie mir wie immer die Spritze setzt. Für einen Moment fühlt es sich wie das Kribbeln eines Eiswürfels unter der Haut an, als die Geschichte in mein Blut fließt. Als sie weiter durch meine Adern gepumpt wird, spüre ich sie schon nicht mehr. Meine Muskeln lockern sich, die Unzufriedenheit, die ich heute schon den ganzen Tag spüre, verblasst. Ich verschwinde in der Geschichte. Die Geschichte wird in mir geschrieben. Ich *bin* die Geschichte.

Plötzlich stehe ich auf einer belebten Straße. Ich habe mich verändert, bin schlank und blond geworden; ich habe →

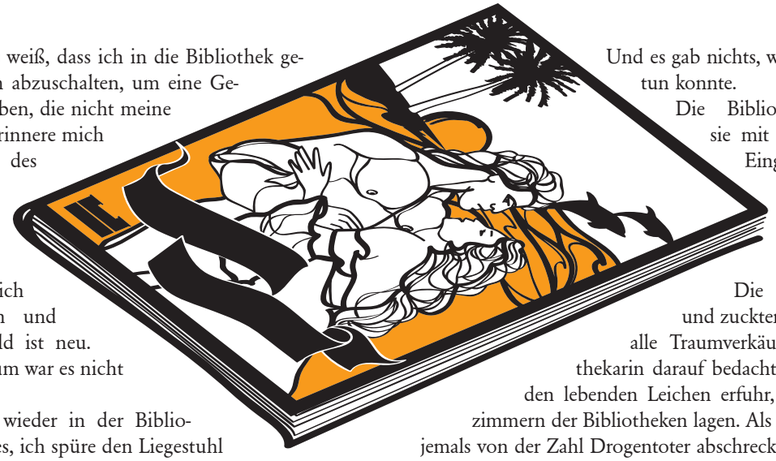
nichts anderes erwartet in einer Liebesgeschichte. Klischees bleiben immer die gleichen.
Ich folge der langen Straße, die in rosarotes Licht getaucht ist. Im Westen geht gerade die Sonne unter. Über meine Schulter werfe ich einen Blick zurück, sehe aber nur Hausdächer, deren Ränder rot strahlen, weil sie das Licht der Sonne brechen. Als ich mich umdrehe, werde ich von einem Mann angerempelt. „Hey, pass doch auf!“ sagt er. Seine Stimme kommt mir bekannt vor.
Anstatt zurückzufauchen, dass er ja schließlich auch Augen im Kopf habe, bekomme ich nur eine kleinlautes „Sorry“ heraus. Irgendetwas an dieser Stimme ...
Ich muss meinen Kopf ein Stück weit in den Nacken legen, um ihn ansehen zu können. Er hat eine Hand über die strahlendblauen Augen gelegt, weil ihn die untergehende Sonne blendet, und sieht mich ebenfalls an.
Ohne dass ich es verhindern kann, betrachte ich ihn wie ein Teenager von Kopf bis Fuß. Hoffentlich wirke ich nicht zu abschätzend, denke ich. Angetan wandert mein Blick über sein Gesicht, die breiten Schultern bis hin zu den gebräunten, großen Händen, die einen Kaffeebecher halten – der nur noch halb voll ist. Der Rest des braunen Getränks ist über sein helles Hemd verteilt.
Ich laufe knallrot an. Hastig beginne ich, Entschuldigungen zu stottern und in dem Chaos meiner Tasche nach etwas zu suchen, mit dem ich das Malheur geringfügig weniger schlimm aussehen lassen könnte, doch ich finde rein gar nichts. Nicht einmal ein Taschentuch.
Er fängt an zu lachen. „Mach dir keine Gedanken um das Hemd“, sagt er. „Aber den Kaffee – den, finde ich, solltest du mir ersetzen.“

Ich begreife erst im zweiten Moment, was das heißen soll. Ich habe schon wieder vergessen, dass ich mich in einer speziell auf mich zugeschnittenen Liebesgeschichte befinde und nicht in der Wirklichkeit. „Klar“, sage ich dann. Ich kriege es kaum raus.
Woher kenne ich nur seine Stimme? Ich bin mir sicher, dass ich mich an ihn erinnern würde, wenn ich ihn schon einmal gesehen hätte, aber an seinem Äußeren kommt mir nichts bekannt vor. Nur seine Stimme weckt irgendetwas in mir.
Ich werde mir nicht die Blöße geben, ihn danach zu fragen.
Nur fünf Minuten später ist tatsächlich passiert, wofür alle anderen Frauen in meiner Nähe ihren rechten Arm geben würden. Ich sitze einem Mann gegenüber, der aussieht wie ein Filmstar, und trinke Kaffee mit ihm! Meine Hand zittert, wenn ich die Tasse zum Mund hebe, und ich kann nur hoffen, dass er mein Benehmen nicht komplett dämlich findet.
Ich fühle mich seltsam befangen, aber entgegen meinen Befürchtungen hält das nur einige Minuten lang an. Danach reden wir, als würden wir uns schon ewig kennen.
Wir sitzen in dem Café, bis es wirklich, wirklich dunkel ist, und es scheint ganz selbstverständlich, dass er vorschlägt, ich könnte ihn begleiten, wenn ich denn wolle. Und ob ich will. Ich habe ganz vergessen, dass ich mich in einem romantischen zusammengemixten Traum befinde, und eine solche Gelegenheit bietet sich womöglich nur einmal im Leben.
Er wohnt gar nicht weit entfernt. Ein großes, rot gestrichenes Haus ist es, vor dem er schließlich stehen bleibt und seine Schlüssel zückt.

Die Bibliothekarin erwartete sie mit strenger Miene am Eingang des Lesesaals. „Kein Wort zu niemandem!“, zischte sie.

Ich folge ihm die schmalen Treppenstufen hinauf. Es ist angenehm kühl hier, doch es riecht ein wenig muffig. Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken, als mir bewusst wird, dass ich im Begriff bin, einem Mann in seine Wohnung zu folgen, den ich noch nicht einmal nach seinem Namen gefragt habe. Eine Verhaltensweise, vor der ich schon so oft gewarnt wurde – und gewarnt habe.
Sein Nachname steht auf dem Klingelschild. Als ich ihn lese, tue ich meine Ängste als irrational ab. Von gefährlichen Irren liest man doch höchstens in der Zeitung.
Er öffnet seine Wohnungstür und huscht hindurch. „Entschuldige, aber ich wusste ja nicht, dass ich mit Besuch wiederkommen würde“, lacht er und deutet auf das Durcheinander in der Wohnung, die aussieht, als sei hier gerade eingebrochen worden.
Ich lache ebenfalls. Zum Glück sieht er nicht, wie es bei *mir* zu Hause aussieht.
„Möchtest du etwas trinken?“, fragt er aus einem Raum, der die Küche sein könnte. Ich rufe ein Nein zurück und lasse mich auf seine Couch plumpsen, schubse ein Hemd zur Seiteund nehme mir vor, die ganze Situation einfach auf mich zukommen zu lassen.
Trotzdem ist mein Lachen nervös, als er aus der Küche kommt. Er dagegen sieht aus, als würde er den ganzen Tag nichts anderes machen, als wildfremde Frauen auf seiner Couch zu bewirten.
Es ist mir mehr als recht, dass er sich neben mich setzt, anstatt mir gegenüber. Als er den Arm um mich legt, zucke ich nicht zurück. Ich schließe die Augen und spüre durch die Wärme, die er ausstrahlt, dass sein Gesicht immer näher kommt.
Doch plötzlich ist da Kälte. Statt des Kusses, den ich erwartet habe, spüre ich einen brennenden Schmerz an meinem Hals, direkt unterhalb meines linken Ohrs, und es wird schwarz um mich.

Die Dunkelheit bleibt. Das Bewusstsein für den Traum schwindet. Ich weiß wieder, wer ich bin, dass ich keineswegs das blonde, elfenhafte Wesen bin, das mein Traum mir gerade noch vorgegaukelt hat. Ich weiß, dass ich in die Bibliothek gegangen bin, um abzuschalten, um eine Geschichte zu erleben, die nicht meine eigene ist. Ich erinnere mich an die Augen des Mannes, in dessen Wohnung ich gegangen bin.



Dass sie plötzlich dunkel wurden und kalt. Dieses Bild ist neu. In meinem Traum war es nicht vorhanden.
Jetzt liege ich wieder in der Bibliothek. Ich weiß es, ich spüre den Liegestuhl unter mir und mein Handtuch an meinen verkrampften Händen. Ich versuche, sie zu entspannen. der Traum ist jetzt vorbei, ich kann aufwachen.
Meine Hände bewegen sich nicht. Warum ist es so dunkel hier? Erst dann merke ich, dass es an mir liegt, ich kann meine Augen nicht öffnen. Nur sehr diffus nehme ich Licht wahr, das orange durch meine geschlossenen Lider dringt.
Langsam fange ich an, panisch zu werden. Was ist mit mir passiert? Wieso war die Geschichte nicht wie immer, man taucht ein und wieder auf, lässt die beendete Geschichte hinter sich wie ein zugeklapptes Buch und ist in der Wirklichkeit zurück?
Der helle Punkt auf meinen Augenlidern, den ich nur als oranges Glühen wahrnehme, bewegt sich. „Ihre Geschichte ist längst vorbei“, höre ich die Bibliothekarin sagen. Erleichtert entspanne ich mich. Was auch immer mit mir geschehen ist, Hilfe ist unterwegs. Sie wird wissen, was mit mir geschehen ist.
Doch an meiner Lage ändert sich nichts. Ich spüre Finger, die mich kurz betasten, und dann nichts mehr. Stattdessen wird mein Stuhl hochgehoben; von schweigenden Menschen durch eine stumme Bibliothek getragen. Ich spüre die Stille der Bücher, die Ruhe der unerzählten Geschichten auf mir lasten.
Dann plötzlich das Atmen anderer Menschen. Ruhig, als schliefen sie. Zugleich spüre ich ihre Unruhe, spüre sie unter meiner eigenen Haut, weil es meine eigene Unruhe ist. Sie können nicht wieder aufwachen, sind in ihrer Geschichte geblieben. Genau wie ich.

Die Männer strafften ihre Schultern unmerklich, als sie den Raum mit den lebenden Leichen hinter sich ließen. Sie nannten sie so, weil ihr Körper alle Vitalfunktionen zeigte, ohne dass jedoch ein Funken von bewusstem Leben an ihnen zu erkennen war. Sie bewegten sich nie und noch nie war einer von ihnen wieder aufgewacht.
Sie ahnten nicht, dass hinter ihnen verzweifelt gelauscht wurde, wie ihre Schritte verstummten.
„Schade um sie“, sagte einer zum anderen. „Sie war eine so lebenslustige Frau.“
Der andere nickte nur. Es kam nicht besonders oft vor, dass Träumer in ihren Träumen zurückblieben, aber es geschah. Und es gab nichts, was man dann für sie tun konnte.
Die Bibliothekarin erwartete sie mit strenger Miene am Eingang des Lesesaals. Sie nickte ihnen zu. „Kein Wort zu niemandem!“, zischte sie.
Die Männer lächelten und zuckten die Schultern. Wie alle Traumverkäufer war die Bibliothekarin darauf bedacht, dass niemand von den lebenden Leichen erfuhr, die in den Hinterzimmern der Bibliotheken lagen. Als hätten sich Süchtige jemals von der Zahl Drogentoter abschrecken lassen.

An der Lesetheke stand eine junge Frau, blond und mollig. Sie hielt die Hülle eines Traums in ihren Händen und wartete auf die Bibliothekarin, die ihr mit einem freundlichen Lächeln entgegenkam. Sie warnte vor keinem Risiko. Das Hinterzimmer war aus ihren Gedanken verschwunden. Sie ließ sich von der jungen Träumerin zu einem Liegestuhl führen und setzte ihr die Injektion.
Gebannt sah sie zu, wie die hellrosa Flüssigkeit in die Vene der Frau floss, wie deren Augen sich schlossen und das Gesicht einen tief entspannten Ausdruck annahm. Die Bibliotheksnutzerin hatte sich eine Geschichte ausgesucht, die in der freien Natur spielte und ein klein wenig romantisch war. Und wie für alles andere gab es auch hierfür die richtige Mischung aus Hormonen, Psychopharmaka und Stimulantien, die die Elemente der Geschichte mit den eigenen Erinnerungen der Menschen verwoben.
Als die junge Frau ganz in ihrer Geschichte versunken war, wandte ihr die Bibliothekarin den Rücken zu und kehrte an ihren Platz zurück.

Die junge Träumerin erwacht am Rand eines herbstlichen Waldes. Der Himmel ist leuchtend rot vom Licht der untergehenden Sonne, und der Mann, der neben ihr steht, hat strahlendblaue Augen.
„Hast du dir die Sonne lang genug angesehen?“ fragt er. Auf seinem Hemd sind Kaffeeflecken.

ANNE SPITZNER
Die junge Autorin (Jahrgang 1988) hat schon mit 16 Jahren ihr erstes Buch veröffentlicht, einen Fantasyroman. Neben ihrem Biologiestudium schrieb und veröffentlichte sie weiter, von Krimis über Jugendromane bis hin zur Lyrik. Dennoch will sie nach eigener Aussage die Schriftstellerei nur als Hobby betreiben.

IM LAZARETT DER BÜCHER

Gesichter der Nationalbibliothek, Leipzig: Lisa Handke ist angehende Buchbinderin und will nach absolvierter Lehre Restauratorin werden. Hierbei profitiert sie von der engagierten Nachwuchsförderung der Einrichtung und der hohen Qualität der Ausbildung.

PORTRÄT: NILS KAHLEFENDT FOTO: STEPHAN JOCKEL

Das Buch, dessen Herstellung Lisa Handke seit Tagen in Atem hält, ist ein Schmuckstück, bei dessen Anblick Bibliophilen große Augen bekommen dürften: Ein Einband in Leder, mit echten Bünden und handumgestochenem Kapital, der Schnitt mit Graphitpulver gefärbt. Auch das Buntpapier für den Überzug hat sie selbst gefertigt. Schweißtreibende Fleißarbeit, eine Tüftelei. „Es braucht viel, bis ein Buch wirklich perfekt ist“, weiß Handke, „und man kann auch viel falsch machen. Schnabelt der Einband, stimmt das Aufschlagverhalten? Am Ende soll’s ja nicht nur gut aussehen, es muss auch optimal benutzbar sein.“

Die junge Frau, die bereits wie ein gestandener Profi über ihre Arbeit spricht, ist Auszubildende im Arbeitsgebiet Buchbinderei/Restaurierung der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig. Künstlerisch-kreativ beschäftigte sich die 21-Jährige schon während ihrer Schulzeit im nahen Eilenburg. Die Liebe zum haptischen Umgang mit Papier, Einbänden und Bezugsstoffen entflammte während mehrerer Ferienjobs in der Restaurierungswerkstatt des Sächsischen Staatsarchivs. Bald kristallisierte sich ein fester Berufswunsch heraus: Buchrestauratorin. Die Zulassung zum Hochschulstudium setzt ein einjähriges Vorpraktikum in einer Restaurierungswerksatt oder eine Buchbinderausbildung voraus. Handke wählte den zweiten Weg – und sieht jetzt nach fast drei Jahren mit einer Mischung aus Vorfreude und Lampenfieber ihrer Gesellenprüfung entgegen. Die erste Etappe auf dem Weg zum Traumjob: genommen. An die ersten Stunden in der weitläufigen Werkstatt im Untergeschoß der Bibliothek kann sich Handke noch gut erinnern. Damals lösten die beiden neu eingestellten Azubis Metallklammern aus alten Zeitschriften-Jahrgängen, die für die Bindung vorbereitet wurden. „Keine große Sache, aber wichtig – und ideal zum Reinschnuppern.“ Inzwischen kennt sie die Abläufe in ihrem Arbeitsbereich aus dem Effeff: Tausende Bände aus den Magazinen der Bibliothek oder den Beständen des Deutschen Buch- und Schriftmuseums gehen pro Jahr durch die Werkstatt. Ein Lazarett der Bücher: Papierrisse müssen geschlossen, Einbände, an denen der Zahn der Zeit genagt hat, repariert werden. Auch der Bedarf an handgefertigten Verpackungen für besondere Objekte oder Bücher, denen mit restauratorischen Mitteln nicht beizukommen ist, wächst beständig: Mappen, Schachteln, leinenbezogene Kassetten, funktionell und doch so schön, dass sie auch das Herz eines Manufactum-Kunden erwärmen könnten.

In der Bibliothek, die allein in Leipzig pro Jahr acht Ausbildungsplätze anbietet – insgesamt sind hier 18 angehende Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste und sechs zukünftige Buchbinderinnen beschäftigt – nimmt man sich Zeit für den Nachwuchs. Ein Umstand, den nicht nur künftige Arbeitgeber zu schätzen wissen. Auch Handke ist von der Qualität der Ausbildung angetan: „Wir lernen die exotischsten Papiersorten oder historische Einbandtechniken kennen, arbeiten auch mit Leder oder Pergament – Materialien, die im Alltagsgeschäft eher nicht zum Einsatz kommen.“ Neben der Werkstattpraxis hat Handke auch für ihre Theorieblöcke an der Berufsschule zu büffeln: technische Mathematik, Werkstoff- und Wirtschaftskunde, das volle Programm. Gerade die Mischung aus technischem Verständnis und handwerklicher Arbeit, aus „Köpfchen, Geduld und Fingerspitzengefühl“ begeistert Handke. Sie ist sich sicher, die richtige Wahl getroffen zu haben. Geht alles gut – und daran zweifelt keiner, der ihr bei der Arbeit zusieht –, beginnt sie ab Herbst ihr Studium der Buch- und Papierrestaurierung in Hildesheim. Wird ihr Weg sie in fünf Jahren wieder nach Leipzig führen? „Das wäre toll“, meint Handke. Und fügt, während sie sich den abgelösten Deckblättern eines Zeitschriftenbandes widmet, hinzu: „Wenn man den Job gern macht, macht man ihn überall gern.“

ZWISCHEN HERKULES **UND SISYPHOS**

Gesichter der Nationalbibliothek, Frankfurt am Main: Die Nationalbibliothek sammelt auch Netzpublikationen und muss dafür sorgen, dass diese in Zukunft noch nutzbar sind. Hierfür braucht sie Programmierer wie Stefan Hein.

PORTRÄT: CHRISTIAN SÄLZER FOTO: STEPHAN JOCKEL

Alle sammelwürdigen digitalen Veröffentlichungen zu erfassen, erschließen und auf Dauer zu archivieren – das scheint schon auf den ersten Blick kompliziert zu sein. Im Zuge des Gesprächs mit Stefan Hein, der als Programmierer für die Langzeitarchivierung von Netzpublikationen zuständig ist, wird deutlich: Es ist sogar noch viel komplizierter als zunächst vermutet. Man könnte von einer Herkulesaufgabe sprechen. Hein nennt es eine „spannende Herausforderung“. Vor zwei Jahren ist der 31-Jährige mit seinem frisch erworbenen Informatik-Diplom von Berlin nach Frankfurt in die Deutsche Nationalbibliothek gewechselt. Da es in seiner Abschlussarbeit um das Thema Langzeitarchivierung ging, war er geradezu prädestiniert für die Stelle. Denn seit 2006 gehören auch die Sammlung von Netzpublikationen und ihre dauerhafte Speicherung zum Auftrag der Einrichtung. Medien wie elektronische Hochschulschriften und Zeitschriften, E-Books und Digitalisate sind so zu sichern, dass sie auch in Zukunft noch nutzbar sind. Das Problem an der Zukunft: Keiner kennt sie. Wer etwa könnte sagen, ob es das Datei-Format PDF in 30 Jahren noch geben wird?

Hein erklärt die zwei Möglichkeiten, Daten „zukunftsfest“ zu machen: bei der Format-Migration werden archivierte Objekte jeweils auf den neusten Stand umformatiert; bei der Emulation sorgt eine Software dafür, dass neuere Rechner- und Programm-Generationen veraltete Versionen „verstehen“. Die Nationalbibliothek plant mit beiden Strategien. Momentan ist sie aber mit der Grundlagenarbeit davor beschäftigt – zum Beispiel den „Geschäftsgang für Netzpublikationen“ optimal zu gestalten. Ziel ist, für elektronische Medien so zuverlässige Erwerbs-, Erschließungs- und Archivierungsprozesse zu etablieren, wie sie bei körperlichen Medien üblich sind. Die Abläufe sind im Prinzip sehr ähnlich – mit einem Unterschied: Anders als bei Büchern, die von Menschenhand ausgepackt, geprüft, verzeichnet und ins Regal gestellt werden, sollen sie bei Netzpublikationen von Computerprogrammen geleistet werden. Aufgrund der vorhersehbaren Menge an Objekten ist das nötig, aufgrund ihrer „elektronischen Natur“ aber auch möglich. In enger Absprache mit den jeweiligen Fachabteilungen definieren Hein und seine IT-Kolleginnen und -Kollegen die Anforderungen. Dann wird programmiert und die Software in den Workflow implementiert. Dieser beginnt bei der Anlieferung. Spezielle Schnittstellen sorgen dafür, dass Ablieferer wie Verlage ihre Datenpakete an die Bibliothek senden können bzw. diese sich die Objekte holt. Im nächsten Schritt, dem „Importservice“, werden die Dateien vom System verarbeitet. Es prüft auf Aspekte wie Vollständigkeit und Formatvalidität, erstellt Metadaten, gleicht URNs ab bzw. vergibt sie, erkennt Dubletten und vieles mehr. Schließlich landen die Objekte im Datenspeicher der Bibliothek, dem „Repository“. Um die Sicherheit zu erhöhen, werden sie zusätzlich auf ein zweites Speichersystem, das eigentliche Langzeitarchiv, transferiert, das sich in Göttingen befindet – all das geschieht vollautomatisch. Heins spezielle Aufgabe besteht darin, Schritte zu integrieren, die einer Langzeitarchivierung förderlich sind. So hat er jüngst ein Modul programmiert, das an jedes Objekt Informationen anhängt, die für eine etwaige Format-Migration hilfreich sind. „Langzeitarchivierung ist kein einmaliger Akt. Die Daten müssen nicht nur aufbewahrt, sondern gepflegt werden.“

Ohnehin scheint jede Lösung von begrenzter Haltbarkeit zu sein. Immer mehr zu archivierende Objekte, neue Geräte, verschiedene Betriebssysteme, bislang unbekannte Formate – der Berg der Herausforderungen wird nicht geringer. Das sieht auch Hein so: „Letztlich werden wir der technischen Entwicklung immer hinterherhecheln.“ Herkulesaufgabe? Vielleicht passt doch eher das Bild von Sisyphos.

Die Ausstattung der Deutschen Nationalbibliothek in Zahlen

15 Fußballfelder

Alle Räume der Deutschen Nationalbibliothek summieren sich auf eine Fläche, die mit mehr als 109.000 qm 15 Fußballfelder groß ist. Den mit Abstand meisten Platz beanspruchen mit rund 12,5 Fußballfeldern – welch Wunder – die Magazinflächen.

18 Reisebusse

Würden 18 voll besetzte Reisebusse vor den Häusern der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig und Frankfurt am Main vorfahren, so könnten alle Insassen einen eigenen Arbeitsplatz vorfinden. 900 Nutzerinnen und Nutzer würden sich auf die zwölf Lesesäle verteilen, 350 in Frankfurt am Main, 550 in Leipzig.

590,9 Haushaltsstellen

Um die umfangreichen Aufgaben der Einrichtung kümmern sich rund 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Diese sind auf 590,9 Haushaltsstellen beschäftigt. Die Diskrepanz und die Kommastelle verraten, dass es – dank Teilzeit – mehr Köpfe als Stellen gibt.

49 Büsten

Über ihren kostbaren Bestand hinaus präsentiert die Deutsche Nationalbibliothek in ihren Häusern auch Kunstwerke. In Frankfurt am Main finden sich Werke von 17 Künstlern, darunter Skulpturen von Georg Baselitz und Tobias Rehberger sowie Fotografien von Candida Höfer. In Leipzig sind es noch viel mehr. Im Hauptgebäude etwa sind allein 49 Büsten aus weißem Marmor aufgestellt, die bedeutende Persönlichkeiten abbilden.

47 Millionen Euro

Als Anstalt des öffentlichen Rechts wird die Deutsche Nationalbibliothek fast komplett vom Bund finanziert, 2011 gab es einen Zuschuss von 44,6 Mio. Euro, hinzu kamen eigene Einnahmen in Höhe von 2,4 Mio. Euro. Mal so gesehen: Gäbe es keine Steuerzahler, müsste die Einrichtung privat finanziert werden – etwa indem jeder der jährlich gut 170 Millionen Online-Recherche-Zugriffe mit 25 Cent Kostenbeitrag veranschlagt werden würde.

1.562 vs. 0

Auch die Haustechnik kann beeindruckende Zahlen vorlegen. So sind in Leipzig 600 Kilometer Stromkabel verlegt und 15.000 Leuchtmittel im Einsatz. In Frankfurt am Main hingegen sorgen 51 Lüftungsanlagen für gute Luft und es können 1.562 Sprinklerköpfe im Notfall Brände löschen. In Leipzig gibt es keinen einzigen. Hier setzt man auf ein Brandschutzsystem mit kleineren, im Brandfall hermetisch geschlossenen Abschnitten.

LESEZEIT

Autoren von Rang – erlesene Stimmen
montags bis freitags 9.05 und 19.05 Uhr (Wdh.)

vom 30. Juli bis 10. August:
„Peter Camenzind" von Hermann Hesse
Es liest: August Riehl

vom 30. August bis 25. September:
„Nibelungenlied" gelesen und kommentiert von Peter Wapnewski

vom 1. bis 12. Oktober:
„Die Schwebebahn" von Uwe Tellkamp
Es liest: Sylvester Groth

vom 29. Oktober bis 14. November:
„Schachthof Nr. 5 oder Der Kinderkreuzug" von Kurt Vonnegut
Es liest: Jan Josef Liefers

FIGAROTHEK

Klassiker wiedergelesen!
montags bis freitags, 15.10 bis 15.25 Uhr

vom 3. September bis 31. Oktober:
Scholem Alejchem: „Der Milchmann Tewje"
Es liest: Peter Ambros

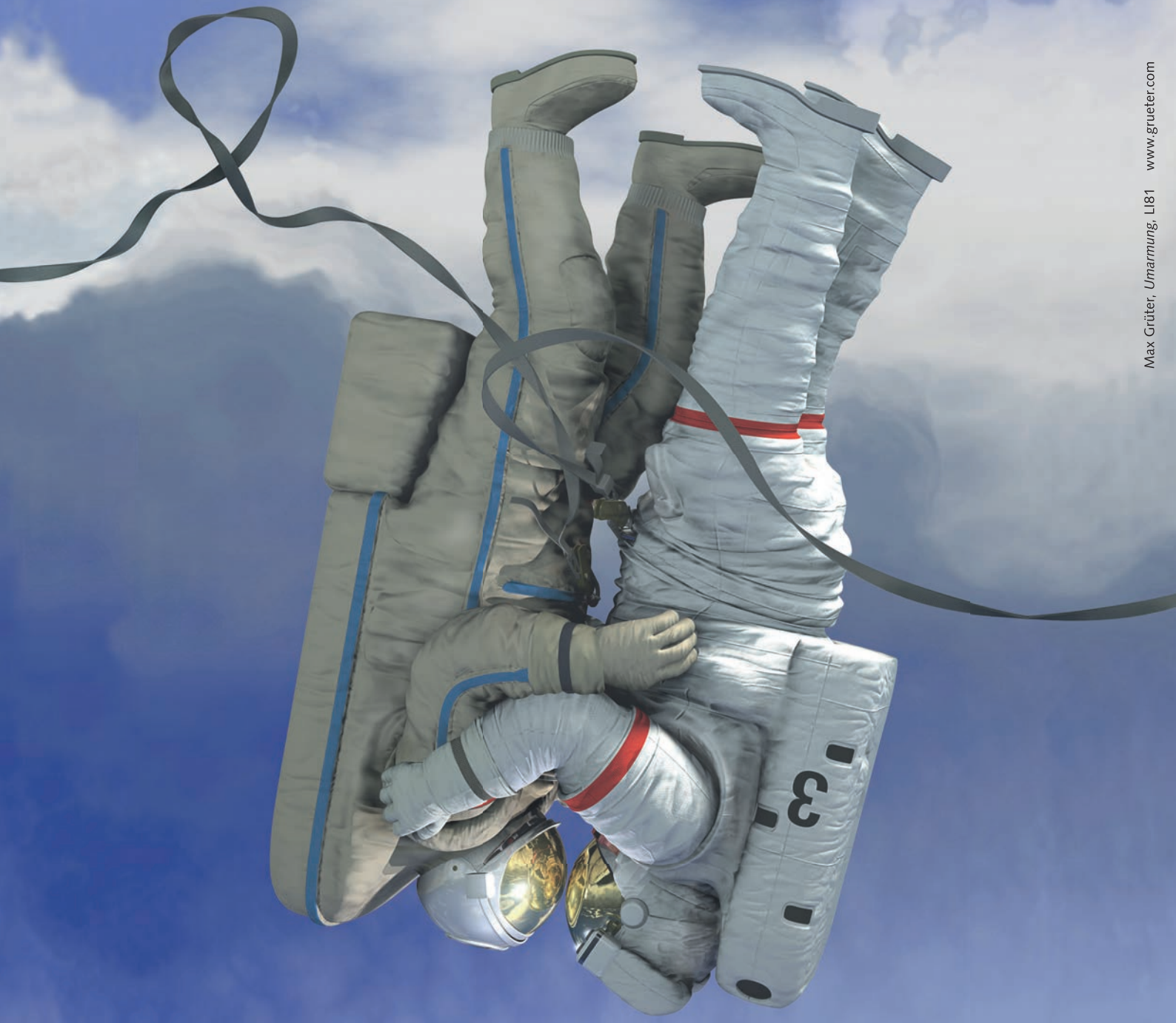
vom 1. November bis 31. Dezember:
Jacob und Wilhelm Grimm: „Deutsche Kinder- und Hausmärchen"

Frequenzen und Livestream: figaro.de

mdr FIGARO

Kultur und gut.

lettre.de



Max Grüter, *Umarmung*, LI81 www.grueter.com

Erneuerbare Energien für Weltenbürger.
Tanken Sie auf unserer neuen Website!

Lettre INTERNATIONAL